59

Konrad Ferdinand Meyer.

Eine pathographisch-psychologische Studie.

Von

Dr. J. Sadger,
Nervenarzt in Wien.



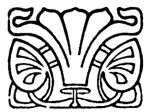
Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Konrad Ferdinand Meyer.

Eine pathographisch-psychologische Studie.

Von

Dr. J. Sadger,
Nervenarzt in Wien.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 59.

Inhaltsübersicht.



Einleitung.

Es ist ein seltsames Dichterleben, von dem ich nachfolgend erzählen will. Dieser Spross aus Alt-Züricher Patrizierhäusern war beinahe vierzig Jahre alt, bevor er überhaupt literarisch hervortrat, fast fünfzig beim ersten grösseren Erfolg, ein halbes Jahrhundert, ehe er sich ein Weib nahm, den eigenen Herd zu gründen sich entschloss. Man kann es dreist und kühn aussprechen: kein zweiter Poet ist so spät zur Entwickelung und Reife gelangt, wie der Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, doch gab auch dafür kein zweiter von vornherein ausschliesslich nur so Gediegenes der Welt, wie unser Dichter. Ihm vergingen Jahrzehnte im inneren Kampf um seinen Beruf, Jahrzehnte mit zeitweise völligem Verzweifeln an seinem Ich, Jahrzehnte, bis er sich selber gefunden. Ein zweiter Jakob, hat er mehr als vierzehn Jahre geworben um die Liebe seiner Mutter, darob die selbstlose Liebe der Schwester beinahe übersehend, die vergötternd zum grossen Bruder aufblickte. Noch mehr als an seiner schweren Belastung krankt er bis zur Schwelle des Greisenalters an unerwiderter Mutterliebe. „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln!“ meinte der Dichter prophetisch zu Betsy. „Nur Du könntest ihn erzählen und Du tust es nicht.“ Die Schwester hat es später dann doch getan, und zwar ganz ihrem Vorsatz getreu: „Ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung wiederspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit grösster Treue und in ruhigem Lichte“. Mit grösster Treue, wie ein lauterer, unbehauchter Spiegel hat sie sein heimlichstes Wesen erzählt und sein inneres Werden, wie und warum er ein Dichter wurde, so auch an sich das Wort wahrmachend, das Sainte-Beuve von Pascals Schwester sprach: „Je n'ai point assez dit, combien cette soeur, comparée au frère, l'explique, le complète et peut-être à quelques égards le surpasse.“

Abstammung, Ursprünge der Belastung.

Die Wurzeln von Konrad Meyers Belastung sind beiderseits mindestens von den Grosseltern ab streng nachzuweisen, wenn auch vom Vater her in minderem Grade. Da hat der Grossvater väterlicherseits die leibliche Base sich heimgeführt, wozu erst vor dem Ehegerichte die Dispensation erwirkt werden musste. Also eine Verbindung zwischen nahen Verwandten mit allen Belastungsfolgen derselben. In 12jähriger Ehe schenkte die Frau dem Gatten nicht minder als neun Nachkommen, von denen jedoch drei in zartester Kindheit und zwei andere in bester Jugendkraft verblichen. Von den Überlebenden zeigen mindestens zwei der Söhne, von welchen genauere Kunde uns ward, ganz unverkennbare Belastungssymptome. So besonders Friedrich Meyer, mit welchem der berühmte Neffe und Dichter nach dem Zeugnis seines Hauptbiographen Adolf Frey „neben der entschiedenen Familienähnlichkeit einige Besonderheiten teilte. Beide gelangten spät zum inneren Durchbruch, spät auf den rechten Weg, spät zum eigenen Herd; beiden setzte strenge, anhaltende Arbeit dergestalt zu, dass durch sie leicht eine Schädigung der Nerven eintrat, beide konnten sich, namentlich in jungen Jahren, bei der Arbeit nicht genug tun und brachten vor lauter Ändern und Übergehen schwer etwas fertig; beide machten langsame, aber stete Fortschritte; beide nahmen es mit der Kunst ausserordentlich ernst und beide fanden auch in ihr nur die eigentliche Befriedigung.“ Dem Onkel „mangelte die Leichtigkeit des Hervorbringens, wie er denn auch langsam und etwas mühsam, obgleich vorzüglich erzählte.“ Nehmen wir dazu noch seinen besonders in jungen Jahren vortretenden Wanderdrang, sowie endlich den mehrfach, oft urplötzlich vollzogenen Berufswechsel, so haben wir eine Fülle mehr und weniger schwerwiegender Belastungssymptome.

Minder pathologisch scheint der Vater unseres Dichters gewesen. Als Zwilling eines bald nach der Geburt verstorbenen Schwesterchens „war und blieb er nach Art so vieler Zwillinge zart und schmächtig. Schon früh verriet das stille, ernste Kind eine auffallende Ordnungsliebe (trotzdem die Mutter gestorben, ehe es ein Jahr erreichte. A. d. V.); ein sorgfältiges Einräumen des Spielzeugs galt ihm mehr als das Spiel selbst; er füllte ein Heft lediglich der Namen wegen, um deren möglichst vollständige Einordnung ihm zu tun war, mit Tierfiguren. Dieser Neigung zum Einteilen und zur Anfertigung von Übersichten entsprang die Vorliebe für Geographie; der Knabe zeichnete die Umrisse der europäischen Länder aus dem Schulatlas nach, wobei er die betreffende Zahl der Quadratmeilen und Einwohner, die Hauptprodukte und Naturmerkwürdigkeiten notierte, sowie allfällige Grenzänderungen sorgfältig nachtrug.“ Wir wissen heute, dass hinter den vorgenannten Dingen,

wie in all solchen Fällen, etwas anderes sich birgt: eine kindliche, gut verdeckte Erotik, die zumal auf dem Boden der Belastung gedeiht. In späteren Jahren wird er geschildert als ein übermittelgrosser, aufrechter, aber schmaler Mann, dem es einigermassen an physischer Kraft gebrach, von tief religiösem Sinn und ein Paar grossen, leuchtenden Augen, die auch bei dem Sohne sehr häufig auffielen. Er und seine Gattin „hatten etwas fast jungfräulich Zartes und Feines“, berichtete uns Bluntschli. Eine andere Besonderheit war ein Wahrheitssinn von solcher Empfindlichkeit, dass er ihm das Theater fast unleidlich machte, trotz seiner Liebe für die Dichter und namentlich für Schiller, weil er den Abstand zwischen dem, was der Schauspieler ist und was er darstellt, nicht verwinden konnte. Wir erkennen in dieser Überempfindlichkeit ein charakteristisches Belastungssymptom, wie andrerseits auch in der masslosen Arbeitsamkeit des Vaters. „Seine einzige, verzehrende Leidenschaft war,“ erzählte die Gattin häufig den Kindern, „seine Arbeitsliebe.“ Der Dichter nennt ihn einen unglaublich gewissenhaften Arbeiter und ein bedeutendes organisatorisches Talent,“ die Tochter ganz ähnlich „einen Mann von strengster Gewissenhaftigkeit und grösster Pflichttreue.“ Um das Übermass von Arbeitslast, die er sich aufgebürdet, bewältigen zu können, erhob sich der Rastlose oft zwischen 3 und 4 Uhr früh, begab sich ohne Not kaum vom Schreibtisch weg und gönnte sich zum Spazierengehen nur selten Zeit. „Ihn bedrohte die ständige Gefahr, durch die Leidenschaft zur Arbeit vorzeitig aufgerieben zu werden. Den Untergang beschleunigten zweifellos die politischen Stürme, weil jede Aufwallung der damals erstarkenden und zuweilen tumultuarisch vorschreitenden Demokratie, die an anderen spurlos abglitt, ihm sozusagen körperlich wehtat.“ „Er erlag,“ wie Bluntschli behauptet, „der natürlichen Scheu vor den wilden Volkskräften [1]) und war überhaupt mehr dazu gemacht, in Zeiten des ruhigen Fortschritts zu führen; in den Zeiten der Revolution war seine Natur zu feinfühlig und sein Charakter zu wenig hart und energisch, um durchzugreifen.“ „Dies scheue Zurückweichen, das, wie seine Leidensthaftslosigkeit, der körperlichen Schwäche entsprang, war das Einzige, was man ihm vorzurücken wagte, denn vor seinem schlichten, makellosen Wesen verstummte jeder andere Vorwurf.“

Man wird in der physischen und psychischen Zartheit — „jung-

[1]) Wie die Tochter erzählt, wurde er „mit kaum 40 Jahren von einem schnellen, anscheinend leichten Typhus hingerafft“. Frey ergänzt, es hätten sich schon über ein Jahr vor seinem Tode „mit einem hartnäckigen Husten grosse Mattigkeit und periodisch wiederkehrende Fieber eingestellt. Ein Badeaufenthalt schien leidliche Herstellung verschafft zu haben, und Meyer arbeitete mehr als je. Dann brach er unter dem gehäuften Tagewerk zusammen: die schlanke Gestalt wurde mager, die Stimme immer leiser, das ohnehin bleiche Antlitz immer durchsichtiger, der von Natur Schweigsame noch stiller.“ Nach dieser Schilderung hat es sich wohl um Tuberkulose gehandelt.

fräulich zart und fein“ hat ihn sehr treffend Bluntschli genannt — in der masslosen Arbeitssucht, die auch den andern als eine verzehrende Leidenschaft erschien und die Möglichkeit gewährte, sein Ich stets neu zu assoziieren, in seiner unglaublichen Gewissenhaftigkeit, in der Überempfindlichkeit gegen starke Eindrücke, in seinem schon krankhaften Wahrheitssinn die Zeichen der Belastung ausgesprochen finden. Ja, selbst seine Leidenschaftslosigkeit ist dahin zu deuten. Denn sie war nicht etwa wie beim Phlegmatiker Temperamentsache, sondern Zeichen der Schwäche, die einzige Form, in welcher er heftiger anstürmenden Eindrücken standhalten konnte. Immerhin sind alle Belastungssymptome nicht allzu tragisch, meist mehr als Angestochenheit zu bezeichnen, wie sie Mitgliedern alter Patrizierhäuser fast immer eigen. Wenn sein Sohn, der Dichter, imstande war, die schwere Belastung von Mutters Seite solange zu dämpfen und zu unterjochen, dankt er es vornehmlich der relativen Gesundheit des Vaters, die als besserndes Erbteil ihm zugefallen.

Verhängnisvoll, sagte ich, ist seine Erbschaft von mütterlicher Seite. Da war zunächst der Grossvater „sein echter und rechter Vorfahr im Geist. Von ihm erbte er den gross und fest gebildeten Kopf und Nacken, von ihm das reizbare Temperament, von ihm die ganze Art und den Zug, der ihn über das stillere und im Grunde ruhige Wesen seiner Sippe hinaushob.“ Auch der Grossvater war der Spross eines Alt-Züricher Geschlechtes, das nur mit Glücksumständen übel gesegnet. „Nach harten, für seine empfindliche Art wohl allzuharten Jugend- und Lehrjahre schritt er aufrecht und sicher durch das Leben, mit der Wärme einen klaren Blick und praktische Klugheit vereinend. Seinem reizbaren, dem Wechsel der Stimmungen leicht unterworfenen, von Gut und Böse rasch entflammten Temperament hielten Kraft und frühe Selbstzucht die Wage.“ Schon am Jüngling fiel „der männliche, zuweilen an Düsterheit grenzende Ernst auf.“ Späterhin vermochte er, „unter häufig erschütterten Nerven leidend, sich melancholischer Anwandlungen nicht zu erwehren, obgleich er im Bewusstsein erfüllter Pflicht und vor allem in der Religion einen Halt suchte. Den Lebensabend verdüsterte dem durch vielfache körperliche Leiden heimgesuchten Manne der Tod des einzigen hoffnungsvollen Sohnes,“ der wieder als Abbild der gesunden Mutter seinem frühen Sterben mit heiterer Gelassenheit entgegensah.

Die ganze schwere Belastung des Vaters, die dieser noch durch Selbstzucht hatte zügeln können, ging ungeschmälert auf die Tochter über, die Mutter unseres Dichters. „Von früh auf hatte sie die Anfechtungen einer zarten, oft gestörten Gesundheit zu dulden. Nicht selten befiel sie die Gesichtsrose, hartnäckiger, schwerer Husten, Nervenkopfweh und Migräne, und wenn sie von diesen Leiden in den

späteren Jahren auch in grösseren Abständen und mit geringerer Heftigkeit heimgesucht wurde, so genoss sie doch fast niemals einen ganz freien Tag. Als grösste Bitternis und ernste Hemmung empfand sie die reizbaren, überzarten Nerven. Der Tod des Bruders griff die Fünfzehnjährige dermassen an, dass der bange Vater auch für ihr Leben fürchtete, und stürzte sie in eine ängstliche Melancholie, gegen welche sie in Lavaters Werken Halt und Schirm suchte." Im allgemeinen jedoch „war sie nichts weniger als eine Kopfhängerin, so dass sie mit Fug und Recht von sich zu sagen pflegte: ‚Ich habe wohl ein trauriges Herz, aber einen heitern Geist.' Da sie sich selbst unter den Anfällen der Migräne ausserordentlich zusammennahm, war sie fast immer imstande eine liebenswürdige und feine Konversation zu führen, deren Zauber sich nicht leicht jemand entzog. Sie verstand reizend und angenehm zu erzählen, besass Witz und ohne jemand zu verletzen, einen ausgeprägten Sinn für das Lächerliche. Ihr heller und beweglicher Geist ergriff das Gute und Schöne, wo er es fand. Was sie aber hauptsächlich ungewöhnlich machte, das war eine liebenswürdige, leicht entzündliche, wenn auch unschöpferische Phantasie, in deren Licht sie Menschen und Dinge rückte, und die sie, so hochgebildet er war, ihrem Mann an Geist überlegen erscheinen liess. Schon der Vater, von dem sie nebst den reizbaren Nerven dieses Erbteil überkam, hatte sie vor dem Träumen und dem Hang zum Idealisieren gewarnt, ihr einschärfend, für die Oberherrschaft des Verstandes zu sorgen."

„Die geistvolle Frau war aber in erster Linie eine tüchtige, untadelige Hauswirtin, die nicht das Kleinste übersah, so dass sie mit gutem Recht von sich sagen durfte, Ordnung gehöre zu ihrem Atemholen. Gefälligkeiten zu erweisen, Aufmerksamkeiten auszudenken, Wohltaten nach Vermögen zu vergelten, die unbedeutendste Freundlichkeit freundlich zu erwidern, für andere zu sorgen und an sich selbst zuletzt zu denken — so war sie, es lag eine Art später Sorge über ihr, es möchte an gebührenden Rücksichten etwas versäumt werden, an Erkenntlichkeit zu wenig geschehen." Und Bluntschli, dem der Dichter nachrühmte, er hätte das Bildnis seines Vaters und besonders seiner Mutter mit Meisterhand entworfen, er selber hätte kein Wort dazu und keines davon zu tun, dieser nämliche Bluntschli hält ihr Bild in seinen „Denkwürdigkeiten" mit den Worten fest: „Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. Geistreiche Frauen, die mit den Männern wetteifern, waren mir unangenehm. In ihr aber fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines sittliches Gefühl mit lieblichster Anmut, Sanftheit und Milde gemischt. Sie war eine treue, sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche Wirtin. In ihrer Gegen-

wart fühlte ich mich gehoben und reiner als sonst. Es war etwas Ungewöhnliches und daher Unberechenbares in ihr. Dadurch war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihre. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte. Am Ende ihres schweren Lebens und am Schluss eines langen Witwenstandes wurde sie noch ein Opfer ihrer kranken Stimmung und ihrer leidenden Nerven."

Ich gebe absichtlich ihre mannigfaltigen grossen Vorzüge derart genau und ausführlich wider, weil später in ihrem Verhältnis zum Dichter gar manches zur Sprache gelangen muss, was einen Kernschatten in diese Lichtfülle zu werfen vermöchte. Von Belastungssymptomen hebe ich hervor die anhaltende Migräne, die Masslosigkeit des Fühlens schon mit 15 Jahren, die stete Neigung zur Melancholie, die schliesslich zu Psychose und Selbstmord führte, das reizbare Temperament, die überzarten Nerven und die stete, peinliche Rücksichtnahme und Sorge für andere, die entschieden etwas Zwangsmässiges hatte. Mit Langmesser lässt sich zusammenfassend sagen: „Von der Mutter ererbte K. F. Meyer die mächtige Gemütsfülle, die lebendige Phantasie, aber auch die Reizbarkeit seiner Nerven. Eigenschaften, die durch des Vaters verhaltenes, stilles Wesen glücklich ergänzt wurden. Seiner Mutter geistige Erbschaft wurde durch seines Vaters Art in Schranken gehalten, geordnet und geklärt. Unterlag die letztere, so walteten der Mutter reizbare und unberechenbare Stimmungen verhängnisvoll über dem Sohne."

Kindheit und erste Jugend bis zum Tode des Vaters. Früheste Belastungssymptome und erste Erotik.

Der kleine Konrad war ein wohlgestalteter Knabe von seltener Anmut und verriet, obgleich kein Wunderkind, früh Züge eines feinen geweckten Geistes, so dass er, noch nicht zwei Jahre alt, durch allerlei originelle Einfälle den Seinen hundert Freuden bereitete. Daneben gab es freilich schon früh auch manche pathologische Züge. So zählte er noch nicht ganz zwei Jahre, alle seine Reinlichkeitsliebe sich so entschieden regte, dass er sogar im Bettchen und halb im Schlafe sein abbute (abputzen) rief und nie vergass, jedes Tröpfchen Wasser sorgfältig abzuwischen." Sechsjährig zeigte er einen stark-grüblerischen Hang: „Du, Mama, ich muss viel bei mir selber denken; wer bin ich auch eigentlich? Und was ist auch die Welt? Aber ich finde keine Antwort." Dies Grübeln über metaphysische Dinge ist ebenso wie jene Reinigungssucht zwangsmässiger Art und, wie wir jetzt wissen, auf unterdrückte Kindererotik zurückzuführen. In dem nämlichen Alter konnte die Grossmutter an dem Knaben eine Beobachtung machen, die

all sein Lebtag für den Dichter bezeichnend blieb, dass nämlich „schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten.“ Wie dies zu verstehen, soll später des Näheren dargelegt werden. Während der ersten Lebensjahre war er von mutwilliger Unbändigkeit, dergestalt, dass er selber sich im Bette Püffe versetzte, und weil er beim Umhertollen allenthalben anstiess und hinpurzelte, alle Farben an der Stirne aufwies.“ Man wird auch in dieser Unbändigkeit und unvernünftigen Masslosigkeit ein frühes Belastungssymptom erkennen, eine Folge der abnormen Ansprechbarkeit der Körperfühlsphäre.

Dem Kinde setzten allerlei Krankheiten nicht wenig zu. „Einmal befielen ihn starke Gichter, so dass der Arzt in Anbetracht der schwachen Nerven verbot, ihm fernerhin Geschichten zu erzählen.“ Und Betsy berichtet, mit 3 oder 4 Jahren sei er von den Märchen, die ihm Frau Pfister erzählte, so bezaubert und hingenommen gewesen, dass er wachend und schlafend davon träumte. Der Vater musste ernstlich verlangen, dass seinen Kindern weder Märchen noch freie Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter den unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Auch hier also wieder als ausgesprochenes Belastungssymptom die krankhafte Masslosigkeit des Empfindens (wohl noch unterstützt durch erotische Momente), die Tag- und Nachtträume einfach beherrscht, ja angeblich Fraisenanfälle hervorruft. Als Kinderkrankheiten werden weiters vermeldet: Flussfieber, Schleimfieber, Masern, Bräune und Röteln. Nach der letztgenannten Krankheit, die ihn mit 6 Jahren etwa befiel, magerte der Knabe sichtlich ab und büsste sein frisches Aussehen ein. Auf eine roborierende ärztliche Behandlung kehrte die Gesundheit zwar allmählich wieder, „allein die kräftige Munterkeit, vielleicht von Anfang eher den erregten Nerven, als wirklicher Kraft entsprossen, verlor sich so ziemlich. Der Knabe wurde mitunter so lenksam, dass man ihn, wie die Mutter schrieb, um den Finger wickeln konnte. Zuweilen aber brauste er auf, in seltsamem Gegensatz zu seinem eher sanften und gutmütigen Wesen. Vor allem zeigte sich eine auffallende Weichheit und Reizbarkeit des Gemütes: ein Lob, das ein Brief der Mutter den Kindern einer befreundeten Familie spendete, erpresste dem Sechsjährigen Tränen und vier Jahre später brach er regelmässig in Weinen aus, wenn er auf den damals abwesenden Vater zu sprechen kam.“

In diesen letztgenannten Dingen wirkt gleich wie in manchem früher Berichteten neben der zugrunde liegenden Belastung ein zweites Moment spezifisch infizierend. Ein Moment, das viele Beziehungen und Rätsel, zumal im Verhältnis des Knaben zur Mutter, überhaupt erst erklärlich und durchsichtig macht. Ich meine die Liebe mit einem starken Beisatz von Sinnlichkeit. Viel mehr als man gemeinhin ahnt,

spielt eine bald gröbere, bald feinere Erotik in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wie in der Geschwisterliebe mit, wenn dies den Beteiligten auch meistens unbewusst bleibt, ja mit Entrüstung zurückgewiesen würde, falls man versuchte, es bewusst zu machen. Gar manches ist derart, dass auch der intelligente Laie nicht selten stutzt, während anderes wieder erfahrnen Erziehern längst schon bekannt ist. Man höre z. B., wie sich die frühe Liebe des Knaben zu seinem Schwesterchen Betsy äussert. Als man die letztere sechs Wochen nach der Geburt zum ersten Male ins Freie trug, begleitet sie Konrad, der damals noch nicht ganz sechs Jahre zählte, „wobei sich seine Freude und Zärtlichkeit soweit erstreckte, dass er, der Wärterin folgend, den Zipfel des Tragkissens nicht aus der Hand liess. Im Sommer, da man das Auftreten der Cholera befürchtete, sagte er: ‚Wenn Du, Mama, tot bist und Papa auch und die Grossmama, so will ich noch für das Schwesterchen sorgen, und wenn ich auch nur noch ein einziges Brötchen hätte, so würde ich es ihm gewiss geben und lieber selbst verhungern.‘“ Hier wünschte der Knabe die Rolle der Eltern an dem Wurm zu spielen, wie Betsy später das Sorgen derselben tatsächlich übernimmt für ihren unbeholfenen Bruder. Als ganz kleines Kind „durfte sie den Vater zum Essen holen, aber nicht bevor die Suppe auf dem Tische dampfte; dann trug er die kleine Botin freundlich die Treppe hinauf. An seine stille, sanfte Heiterkeit erinnerten sich die Kinder immer, wenn sie des früh Entrissenen gedachten.“ Der Vielbeschäftigte fand wenig Musse für seine Sprösslinge. Desto höher schätzten diese es stets, wenn sie einmal mit ihm ausgehen durften. Der Tochter blieb es unvergesslich, wie er einst bei einem Spaziergang über einen Graben sprang, um ihr blühende Winden zu holen. „Er war für uns die grösste Autorität,“ schrieb Betsy in ihren Erinnerungen. „Ich erinnere mich nicht, dass er mich je gestraft hätte; aber es lag etwas in seiner edeln, schlanken Erscheinung, in der hohen Stirn und dem lautern Blick seiner grossen blauen Augen, das uns in Zucht hielt. Dabei war er uns sehr lieb. Machte ich einen Streich, so war es für mich die fürchterlichste Strafe, wenn das Wort erging: ‚Das ist zu arg! Das müssen wir dem Papa sagen.‘ Ich wusste, er würde dann sehr traurig werden.“ Und unter den mannigfachen Motiven, die den Dichter noch in späten Jahren zum Freien bewogen, war nicht das kleinste, dass der präsumptive Schwiegervater, Oberst Ziegler, ein Jugendkamerad des Vaters gewesen. „Mein Bruder schätzte es als ein Glück,“ berichtet Betsy, „ihn noch während sechs Jahren mit der dankbaren Liebe zu umgeben, die er dem eigenen, früh verstorbenen Vater nie mit vollem Bewusstsein hatte bezeugen können.“

Für Pädagogen vollständig durchsichtig ist endlich die Exotik in einem andern Verhalten des Knaben. In der Schule nämlich kam er anfangs gut vorwärts, ja sein Lehrer erklärte ihn im ersten Jahre „als

einen sehr fähigen Knaben, der mit regem Eifer ein treffliches Gedächtnis verbinde, so dass er mit älteren Schülern Schritt zu halten vermöge." Es gelang ihm sehr bald fast sämtliche Mädchen zu überholen, was ohne Anstrengung und ohne häusliche Nachhilfe geschah. „Mit der Zeit aber trat er allmählich zurück und liess andern den Vorrang. Ein verträumtes, zerstreutes Wesen, die Unfähigkeit sich zu konzentrieren, griffen hemmend ein, vielleicht die erste Regung des schlummernden Talentes, vielleicht körperliche, während und infolge der raschen Entwickelung vermehrte Schwäche, vielleicht beides zugleich. Freunde des Hauses wunderten sich, dass der Sohn solcher Eltern anscheinend aus der Art schlagen und nicht mehr zu werden versprach."

Ein jeder seelenkundige Schulmann wird diesen Wandel zu deuten wissen. Es ist weder ein erstes Talentsymptom, noch ein Zeichen von Schwäche, dass Konrad verträumt, zerstreut und unfähig zum Aufpassen wird. Vielmehr sind es immer sexuelle Gedanken, die zum Nachlassen zwingen. Der Knabe merkt nicht auf, ist nicht mehr imstande, sich zu konzentrieren, weil seine Gedanken ganz anderswo weilen, bei Dingen, die weitaus lustvoller sind als der vorgetragene Lehrstoff. Auch die mächtige Wirkung, welche Märchen schon auf den Dreijährigen übten, ist nicht Effekt der Belastung allein, so sehr dieselbe Vorbedingung bleibt. Es spielen da sicher auch erotisch gefärbte Übertragungen mit, sonst würde der Vater nicht immer befürchten, der Knabe könnte Wirklichkeit und Dichtung verwechseln. Dass vollends endlich nur die Liebe vermag, ein Kind so überaus lenksam zu machen, so förmlich um den Finger zu wickeln, liegt auf der Hand, wie dass sie allein dem Zehnjährigen heisse Tränen erpresst, wenn er vom abwesenden Vater spricht. Dies treiben Erwachsene auch nicht gescheiter, wenn sie verliebt sind. Wird andrerseits wieder die Eifersucht des Knaben rege, dann braust er in loderndem Zorne auf oder bricht in bitteres Weinen aus ob gekränkter Liebe.

Im ganzen sehen wir die Kindheit und erste Jugend des Knaben von zwei Faktoren gelenkt und beherrscht, die dann bis tief ins Mannesalter entscheidend bleiben: der Belastung auf der einen Seite, der Erotik auf der andern. Man darf jene erste Periode des Dichters als eine durchaus glückliche bezeichnen und Betsy beipflichten, die also zusammenfasst: „Wir hatten es gut. An Licht und Luft und Freiheit litten wir keinen Mangel. Bis zum Tode unseres Vaters war unsere Jugend eine bevorzugt helle, beschützte und sorglose."

Der Dichter und seine Mutter bis zum ersten Aufenthalt in der Irrenanstalt. Die Belastungssymptome der Pubertät.

Das wurde mit einem Schlage anders, als der Vater starb, da der Sohn erst fünfzehn Jahre zählte. Am Sterbetag ihres Gatten schrieb

die Mutter in ihr Haushaltungsbuch ein einziges Wörtlein: „Todesstoss!" „Niedergeworfen von Schmerz um den Dahingeschiedenen hatte sie sich auch viel zu kümmern wegen ihrer äusseren Lage, die ihr eine wohlerwogene Sparsamkeit zur Pflicht zu machen schien und wegen der Zukunft des Sohnes. Den Kindern gegenüber beklagte sie oft, wieviel dieselben an treuem Schutz und Rat und an Lebensglück durch den Tod des Vaters eingebüsst hätten, denn sie entbehrte ebensosehr wie seine milde Nähe in täglichem Schmerz sein immer wohlbegründetes Urteil und seine überlegene, sichere Ruhe." „Wir Kinder," fährt Schwester Betsy fort, „trugen damals an diesem Leiden weniger schwer, da uns doch die treueste Mutter geblieben war. Jetzt aber, K. F. Meyers Leben als Ganzes überschauend, sehe ich doch nach dem Tode unseres Vaters die Spur sich abzweigen, die meinen Bruder auf einsame Pfade bringen musste und zu jahrelanger fruchtloser Anstrengung, sich eine unbeschrittene Bahn zu brechen. Damals mag es gewesen sein, dass seine Leistungen in der Schule zu Klagen veranlassten. Er arbeitete ungleich, hinterbrachte man der Mutter. In den einen Fächern mit Vorliebe, in den andern so wenig wie immer möglich. An Talent fehle es ihm nicht, aber er dauere nicht aus. Dem damals Fünfzehnjährigen wurden von wohlmeinenden Familienfreunden Vorhalte gemacht: Er sei nun die einzige Stütze der zartfühlenden trauernden Mutter. Seine Pflicht sei, durch Fleiss und geordnetes Studium eine feste Stellung zu erringen um ihretwillen.

Das hätte er gerne, ohne dazu ermahnt zu werden, aus freiem Willen getan. Doch, davon bin ich heute überzeugt, er konnte es nicht. Er empfand den Zuspruch Fernstehender als Verletzung, empfand als tiefes Leid andererseits die Enttäuschung und die Sorge, die er seiner Mutter, die ihm das Teuerste war, verursachte. Er verschloss sich in sich selbst und vertrotzte sich in dumpfem Schmerz.

Unsere Mutter erschien mir als das Zarteste, Lieblichste und Beste auf Erden. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur. Von früh an, schon seit dem Tode der sorgsamen Grossmutter, der dem unseres Vaters in der Frist von zwei Jahren folgte, war ich weniger darauf bedacht, ihr zu gehorchen — das gab sich von selbst — als sie, die verwitwet und betrübt war, vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsere Unbändigkeiten und Missgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten. Ich bin ganz davon überzeugt, dass mein Bruder innerlich nicht anders zu ihr stand und schwer darunter litt, dass seine damalige Sturmwindsanlage, verbunden mit einer für jede Verletzung empfindlichen, jeden Druck doppelt fühlenden und dagegen reagierenden Reizbarkeit, ihn seiner

Mutter gegenüber nicht rücksichtsvoll und stützend, wie er gerne gewollt hätte, sondern nicht selten unzugänglich und schroff erscheinen liess.

Schon oft habe ich mich gefragt, zu welcher Zeit eigentlich und durch welche Veranlassung mein überlegener, lustiger und erfindungsreicher Spielkamerad mit dem dichten braunen Ringelhaar sich in einen träumerisch in sich verschlossenen, von der Aussenwelt verzichtend sich abwendenden, mich hauptes hoch überragenden, mageren jungen Mann verwandelt habe.

Solange K. F. Meyer unter dem Schutze der ruhigen Autorität seines Vaters sich geborgen sah, beschlich ihn kein Zweifel, dass auch für ihn das Rechtsstudium die fest vorgezeichnete Laufbahn sei. Später, als er seiner Aufgabe allein gegenüberstand, wurde er an diesem Berufe, zu dem er keine Anlage hatte, irre, liess sich aber, innerlich von Zweifeln und Unsicherheiten jeder Art bestürmt, durch die Verhältnisse weitertreiben. Lust und Liebe zu einem trockenen Fachstudium gingen ihm dabei verloren. Er las unendlich viel und orientierte sich überall, ohne irgendwo, die neueste Literatur vielleicht ausgenommen, wirklich zu Hause zu sein und seines Lernens froh zu werden.

In späteren glücklichen Zeiten fragte ich ihn selbst einmal: ‚Konntest Du eigentlich oder wolltest Du damals Deine Rechtsstudien nicht fortsetzen?‘ — ‚Beides,‘ sagte er und lenkte das Gespräch auf erfreulichere Dinge.“

Wir hörten oben von der allerkompetentesten Quelle, wie sehr beide Kinder an der Mutter hingen. Auch was uns sonst noch berichtet wird, lässt keinem Zweifel an der Wahrheit dieser Worte Raum. Und doch muss man sagen, dass jene hochgebildete, edelste Mutter die schlechteste Erzieherin ihres Sohnes war. Der sehr viel wissende Adolf Frey sagt freilich nur kurz: „Ängstlich und zart besaitet, wie sie war, entbehrte sie wohl in etwas die leichte Gelassenheit, nicht um den Sohn zu halten, da er sich nachgiebig fügte, wohl aber, um ihm nötigenfalls Freiheit und Spielraum zu gewähren. Es bewahrheitete sich auch hier der alte Satz, dass ungewöhnliche Menschen allenthalben Erziehungstragödien und pädagogischen Missverständissen ausgesetzt sind, weil sie eben über eine gewisse Schwelle weg nicht zu führen sind, mag die geleitende Hand sein, welche sie will.“ Und Schwester Betsy meint ebenso beschönigend: „Vielleicht wurden wir etwas zu wenig erzogen. Wer vermag es zu sagen? Ich fürchte, die weiseste Pädagogik hätte den seelischen Naturanlagen meines Bruders gegenüber versagt. Nur einer konnte ihn erziehen, und das war er selbst.“ Langmesser endlich, der jüngste Biograph, fasst sein Urteil in die Worte zusammen: „In das Wesen ihres Sohnes vermochte sie sich nie recht zu finden; denn es war ihr, so geistvoll sie war, ein Rätsel. Seine Exzentrizität, Verträumtheit, Energielosigkeit und innere Kämpfe waren ihr ebenso un-

verständlich wie schmerzlich. Das mag uns wundernehmen, da sie keineswegs eine Durchschnittsnatur war. In ihren Briefen an Louis Vulliemin erscheint sie als Mutter, die ängstlich jede Regung der eigentümlichen Art ihres Sohnes fürchtet und darin nur Hochmut und Unerträglichkeit sieht. Dem dichterischen Schaffenstrieb Konrads stand sie ratlos gegenüber und seine religiösen Zweifel, die ihm als tiefangelegten Menschen nicht erspart blieben, waren ihr fremd. So fühlte sich der eigenartige Knabe und vollends der Jüngling in seinem innersten Ringen, sowie in dem Tasten nach seinem eigentlichen Lebensberuf unverstanden. Die Folge davon war, dass er sich in sich selber verschloss. Weil sich ihm aber kein Ziel und keines Kampfes Ende zeigte, verzehrte er sich in der Zermarterung seiner Seele. So führte er Schatten über sich herauf, die ihn bleibend zu verdunkeln drohten. Er wurde zum menschenscheuen Einsiedler, der selbst in den engen Grenzen des Seidenhofes (seiner damaligen Wohnung) die Menschen floh."

Warum aber konnten diese beiden Menschen, die einander liebten, wie nicht anzuzweifeln, doch auf keinerlei Weise zusammenkamen trotz aller leidenschaftlichen Bemühung? Was war der letzte Endgrund des Zwiespalts, der die beiden immer von neuem schied, ja die Mutter manchmal direkt bis zum Hasse trieb? Dies Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ist nie zu begreifen, wenn die Erotik vergessen wird. Nur meine ich damit nicht die vielgepriesene, sanktionierte Liebe des Kindes zu seiner Gebärerin und vice versa, sondern weitaus mehr. Was suchte die Witwe gewordene Mutter fortab in dem Sohne, was sollte ihr dieser eigentlich bieten? Etwa den fürderen Inhalt ihres Lebens, mit dem einzigen Ziel: seine sämtlichen Anlagen zur möglichsten Entfaltung zu bringen? Ich glaube mit nichten. Diese edle, hochgemute Frau hat die Liebe des nunmehr verstorbenen Gatten nie vergessen können, der stets für sie sorgte trotz ihrer geistigen Überlegenheit und mit seiner milden und heiteren Art die trefflichste, sicherste Stütze bot für ihr allzu feuriges Temperament. Drum hielt sie den Kindern auch stets wieder vor, was sie am Vater verloren hätten, und schreibt von ihnen an einen Freund: „Sie sind für mich eine Quelle von Glück und Sorgen. Meine Tochter entwickelt sich sehr vorteilhaft und erinnert mich immer mehr an ihren Vater, dem ich nachtrauere. Aber der arme Konrad: wie weit ist er davon entfernt, von sich aus zu begreifen, was er verloren hat — ihn, der ihm das Vorbild aller Tugenden gab". Um es kurz zu sagen in Einem Satze: nicht sie wollte sorgen für ihren Konrad, nur ein Ziel im Auge: sein höchstes Gedeihen, sondern ganz im Gegenteil, er sollte ihr alle Liebe des toten Gatten ersetzen, mit seinen jungen 15 Jahren die Reife und Klarheit des Vaters besitzen und sich doch andererseits willig fügen ihrer höheren Weisheit. Drum hielt sie die Zügel meist viel zu straff, wie ihr die Freunde mit Recht vorwarfen, oder

suchte ihm ihre eigenen Überzeugungen mit allzuviel Eifer aufzudrängen. Weil Konrad diesem ihrem Ideal so gar nicht entsprach, ja geradezu passiven Widerstand leistete, drum gab es zwischen beiden unaufhörlich Misshelligkeiten. Wenn der Knabe in jenen Flegeljahren mit Meinungen und Worten ungehemmt herausfuhr, zum nicht geringen Schreck seiner Mutter, die selber verkörperte Rücksicht war, wenn er menschenscheu wurde, reizbar und verbittert, sich obendrein öfters darin gefiel, alles zu verachten, was gute Manieren, Toilette usw. hiess, so sah sie in allen diesen lässlichen Dingen nur Hochmut, Unerträglichkeit und rücksichtslosestes Gebaren. Als sie einmal verzweifelt darob an Hess schrieb, kam von dem klugen Manne die Antwort: „Liebe, gute Frau Meyer! Wie ist es möglich, dass Sie sich so ohne Not selbst quälen können, und zwar eines Sohnes wegen, der Sie zu schönen Erwartungen berechtigt! Wissen Sie denn nicht, dass junger Most gären muss, wenn er Wein werden soll. Im praktischen Leben stossen sich in der Folge die Hörnlein von selbst ab. Wenn Sie fortfahren sollten, so ängstich jedes Wort Ihres Sohnes abzuwägen, so werden Sie darüber hypochondrisch und halten am Ende jede Frühlingsmücke für einen langberüsselten Elefanten. Sollte Konrad in einzelnen Momenten über die Schnur hauen, dann, glaube ich, werden Sie mit sanfter, aber sicherer Ironie weit mehr ausrichten, als mit einem langen ernsten Sermon.“

Wen der Mutter Verhalten rätselhaft dünkt, mit ihrer Intelligenz kaum noch zu vereinen, wem endlich die Deutung aus unbewusst-erotischen Tiefen nicht gefällt, möge sich erinnern, wie häufig Witwen die Zukunft ihren noch jüngeren Söhnen aus solchen Gründen zu verderben pflegen. Wie oft lässt eine solche Mutter ihren Sohn nicht heiraten, weil sie dessen Liebe selber beansprucht, in jeder möglichen Schwiegertochter die Räuberin sieht, welche ihr das Herz des Sohnes stiehlt. Gelingt's dem letzteren aber schliesslich doch, diesen Bann zu brechen, wird jene zur fürchterlichen Schwiegermutter, der die junge Frau schon gar nichts zu Dank macht, nicht etwa weil sie unfähig ist, sondern weil sie die Mutter um ihren letzten Liebhaber brachte. Dass hier die blanke Erotik treibend, wird just der Hauptbeteiligten am seltensten klar und würde von ihr wahrscheinlich entrüstet zurückgewiesen werden.

Wie aber sah es in Konrads junger Seele aus? Wir haben vernommen, was die Mutter von dem Sohne begehrte, und auch den Vorhalt der alten Freunde, er sei die einzige Stütze der Mutter, habe also die Pflicht, schon um ihretwellen sich so rasch als möglich eine Stellung zu schaffen. Auch hätte das Konrad gerne getan und aus freien Stücken, vermeldet die Schwester, wie dass er den Zuspruch der Fremden direkt verletzend empfand, und dass er trotz alledem es einfach nicht konnte. Ja, warum aber nicht, wenn er die Mutter so glühend liebte? Wenn ein Jüngling in solcher Lage zurückbleibt, wie

Konrad Meyer, dann stehen zwei Möglichkeiten ihm offen. Die eine ist, dass der junge Mann sich durchaus an Stelle des Vaters setzt, hinfort nur ein Ziel kennt: der Mutter den verlorenen Gatten zu ersetzen. Solche Söhne lieben dann ihre Mütter wirklich über alles und setzen mit eisernem Willen sich durch, auch gegen den Widerstand einer ganzen Welt. Ja, sie werden geradezu eifersüchtig, wenn die Mutter sich nochmals verheiraten will und einen andern Versorger nehmen, um nicht zu sagen einen anderen Liebhaber. Dies war der Fall unseres Konrad nicht, vielmehr die andere Alternative. Da der Vater verstorben, der einzige ernsthafte Konkurrent in der Liebe der Mutter, so hatte die letztere zeitlebens einzig für ihn zu sorgen, je mehr desto besser. Ein solcher Mensch wird niemals fertig, solange die Mutter am Leben bleibt, und will es auch gar nicht, will niemals auf eigenen Füssen stehen und sie aus der Sorge um sich entlassen. Sie muss sich zeitlebens auch für den Erwachsenen immer noch plagen, ihm unablässig stets neu beweisen, wie sehr sie ihn liebt, um seine Neigung stets Opfer bringen, für sie bleibt er immer der hilflose Knabe, der vor allem Betreuung und Sorgfalt braucht, das ewige Sorgenkind ihres ganzen Lebens. Daher die komplette Energielosigkeit, die sich niemals entscheidet, weil sie sich im Grunde nicht entscheiden will. Dies sind die unbewussten Gründe für Konrads Verhalten. Seine heischende Liebe war also geradezu unersättlich, unendlich die Fähigkeit, von der geliebten, vergötterten Mutter Opfer zu nehmen. Am besten hat dies die Schwester erfühlt, wenn auch vielleicht nur im Unbewussten. Sie hat sich in weiblicher Selbstlosigkeit dem Bruder geopfert und doch sein unstillbares Liebebedürfnis nicht sättigen können. In der lyrischen Probe „Fülle“ betitelt, die Meyer bezeichnend der Sammlung seiner Gedichte vorsetzte, heisst die letzte Strophe:

„Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Überflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!“

Wenn wir dazu noch die schwere Belastung von Muttern her nehmen, sowie die natürliche Flegelhaftigkeit der Pubertätszeit, so wird uns alles sofort verständlich in jener stürmischen Lebensepoche.

Legen wir an die neugewonnene Erkenntnis die Sonde der Tatsachen und prüfen wir, ob da alles gut stimmt. Von Betsy haben wir oben vernommen, wie nach dem Tod des verehrten Vaters der Wandel begann und Konrads Leistungen in der Schule ganz ungleichmässig wurden. Nur zu sehr begreiflich nach allem, was ich vorhin sagte. Die Freunde setzten ihm heftig zu, sich schon um der hilflosen Mutter willen besonders zu mühen, und erzielen damit gerade das Gegenteil. Ob auch sein Bewusstsein beipflichten muss, des Unbewussten Wider-

stand ist weitaus grösser und macht, dass er sich nur störrisch vertrotzt. Dem Jüngling ist nichts weniger als wohl, da er sich innerlich Schuld geben muss. Nach aussen aber zeigt er sich doppelt reizbar, wird gegen die Mutter rücksichtslos-schroff und unzugänglich und verträumt sich nach innen, während er von der Aussenwelt verzichtend sich abkehrt.

In den Tagphantasien schaute er die Mutter, wie er sich sie wünscht, nicht die strenge, Liebe und Opfer heischende der traurigen Wirklichkeit. „Er kehrte sich von der Aussenwelt ab“ will nichts anderes heissen, als er wendet sich ab von der wirklichen Mutter, die seinen Wünschen so wenig entsprach. Eine Reihe von Zügen entwickelt er direkt im Gegensatz zu ihr. Wenn sie die verkörperte Rücksichtnahme für alle Welt ist, liebt er es hinwieder, herauszufahren mit anstossender Rede, respektverletzend und ärgernisstiftend. Und er, der zu Vaters Lebzeiten nie zweifelte, das Rechtsstudium wäre die ihm fest vorgezeichnete Laufbahn, begann jetzt irre zu werden auch daran, weil diese Karriere — bald selbständig machte. „Tiefer als Mutter und Schwester ahnten, wühlten Weh und Bangen in ihm, er erklärte später, viel mehr als jemand denke, in den ‚Leiden eines Knaben‘ Jugendstimmungen niedergelegt zu haben. Zuweilen befiel ihn eine nervöse, ängstigende Hast, so dass er, völlig unbegreiflich für die Nächsten, in Tränen ausbrach, meistens ohne sich zu erklären, was ihn bedrücke.“ „Er hatte die Gewohnheit, sich selten oder fast nie öffentlich zu zeigen, einzig im einsamen, geräumigen Garten spazierte er öfters mit seiner Schwester Betsy, oft aber auch allein, wobei er sich dann stets im sogenannten Wäldli ins Gebüsch zurückzog und sich dabei so menschenscheu zeigte, dass jedesmal, wenn er sich allein im Garten wähnte, er sofort rechtsumkehrt machte, wenn ihm unverhofft auf dem gleichen Gartenwege jemand entgegenkam.“ Aus seinem innern Verhältnis zur Mutter, seinen Tagphantasien, die so wenig stimmten zur tief betrüblichen Wirklichkeit, und endlich noch aus der schweren Belastung mit ihrem Grundsymptom des steten Assoziationswiderwillens sind alle diese Dinge sehr wohl zu begreifen. Seine einzige Lust, behauptete er nachmals in einem Gedicht, war in jener Zeit das Schlittschuhlaufen, welches er wie das Baden leidenschaftlich trieb. Auch dem Klettern oblag er, der richtige Belastete, damals so masslos und verwegen, „dass seine Waghalsigkeit sogar die der Hirtenbuben übertraf, wie es dann an Schrammen und zerissenen Kleidern nicht fehlte.“

Drei Jahre etwa nach dem Tode des Vaters kam die Witwe zum Entschluss, das letzte Gymnasialjahr des Sohnes zu unterbrechen und ihn zum Studium der französischen Sprache nach Lausanne zu schicken. Allmählich hatte die Erkennsnis doch in ihr Wurzel geschlagen, die sie Vulliemin mit den Worten gestand: „Ich bin trotz oder eher wegen meiner mütterlichen Zärtlichkeit die Person, die ihm am meisten schadet.“

Auch Konrads Abneigung, das väterliche Haus zu verlassen, schmolz endlich dahin, als das Züricher Gymnasium in Lehrern und Schülern ihn immer mehr abstiess und vollends die Mutter mit allzuviel Eifer ihm ihre eignen religiösen Überzeugungen aufzudrängen suchte. So ward es schliesslich auch sein eigener Wunsch, irgend anderswo zu sein und er akzeptierte den Vorschlag der Mutter.

In der Freiheit der Fremde und fern von allem meisternden Druck fühlte er zum ersten Male sich selber. Jetzt kann sich sein Selbstbewusstsein ungehemmt entfalten, und er wendet sein ganzes Sinnen und Trachten der eigenen poetischen Arbeit zu, die damals in Fluss kam. Der Glaube an seinen Dichterberuf erwachte in ihm, an welchem er später so oft verzweifelte, und daneben wohl auch ein heimliches Hoffen, durch die Kunst das Herz der Mutter zu erobern. Nun beginnt das grosse Gären und Brausen in Konrads Seele, sowie stets mächtiger die unverkennbaren Belastungssymptome, die des Dichters Leben für immer beherrschen. „Die Elemente seines Lebenskampfes, der wahrlich kein kleiner war, lagen in ihm selbst," erklärt seine Schwester. „‚Ich bin kein starker, aber ein durchaus unabhängiger Charakter,' sagte er einmal. Das ist kein glückliches Material zur Selbsterziehung. Die weit vorherrschende unter seinen geistigen Anlagen war seine weltumfassende, in die Ferne greifende, rastlos schaffende, von einem Bild zum andern übergehende Phantasie. So ruhelos schwebte sie, dass er als Knabe kaum vermochte, sie auf einem Gegenstand festzuhalten, um eine grössere Arbeit, eine Zeichnung zum Beispiel oder eine ihm aufgetragene schriftliche Arbeit gleichmässig auszuführen und zu vollenden. Was nicht im ersten Wurf gelang, liess er unfertig liegen und fing neues an. Dabei hatte er eine scharfe Beurteilung seiner Fehler und stellte an sich grosse Forderungen. Erfüllte er sie nicht, so sanken ihm entmutigt die geistigen Schwingen. Er entwarf in scharfen, charakteristischen Umrissen, die er nicht füllen konnte. Diesen unsteten Zug seines Wesens kannte er wohl. Er verglich sich selbst mit dem nie rastenden Winde."

Hier schildert die Schwester, die beste Kennerin seiner Psyche, in einer wahrhaft klassischen Art ein kardinales Belastungsstigma. Ich habe als die beiden Grundsymptome der schweren Belastung die dauernde Verstimmung erkannt, sowie als zweites den ständigen Assoziationswiderwillen, d. h. den Widerstand, sein Ich für die Dauer mit irgend etwas zu verknüpfen. Dies zweite Symptom beut Konrad Meyer in prächtiger Weise. Der Knabe, der Jüngling und selbst der Mann, teilweise sogar bis ins Greisenalter, zeigt eine unstete, ruhelose Art, Unfähigkeit, seine Einbildungskraft bei irgendeinem Gegenstand festzuhalten, eine grössere Arbeit auch zu vollenden. Was nicht im ersten Wurfe gelingt, lässt er unfertig liegen. Von anderen früher erwähnten Symptomen nenne ich des Dichters Berufs- und Menschenscheu, die freilich in

unserem Fall auch noch erotische Mitgründe besitzt, das Masslose ferner seines Handelns und Tuns, die Masslosigkeit endlich auch seines Empfindens. Auf einige restliche Belastungssymptome werde ich dann später noch hinweisen können.

Die relativ freudige Stimmung des Dichters nahm mit seiner Rückkehr in die Vaterstadt ein jähes Ende. „Nicht als ein gesellschaftlich schmeidig gewordener junger Mann, der das unsrer Mutter liebe Französisch fliessend und gern gesprochen hätte, kam er zurück, wie sie es vielleicht gehofft hatte, da diese Freude anderen Müttern widerfahren war, sondern als ein Kopf voll gärender Ideen mit breiter, stark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauster Stirn auf einem, meinte sie, ‚unbeugsamen' Nacken, der, wie ihr schien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging." — „Er blieb nach wie vor das Sorgenkind seiner Mutter, die bald nach seiner Heimkehr Vulliemin schrieb: ‚Sie ersparen mir den Bericht aller extravaganten Ideen, die in seinem Kopfe spucken, und seiner Sonderbarkeiten, die ihn immer mehr von seiner Familie und seinen wahren Freunden scheiden. Es genügt Ihnen, wenn Sie erfahren, dass ich für meinen Sohn nichts anderes tun kann, als beten, hoffend, dass der gute Gott früher oder später einen gnadenvollen Blick auf ihn werfe.'" So wenig verstand diese geistreiche Frau die Seele ihres Sohnes. „Vuillemin freilich sah in jenen Besonderheiten nichts Arges und war der Meinung, man müsse den Wein gären lassen; denn er hatte und behielt immer die Zuversicht, das Gewächs sei von guter Sorte."

Die nächste Sorge Conrads war, sein Maturitätsexamen zu machen. Um beim Lernen ungestörter zu sein und wohl auch um der Nachhilfe willen, ging er vorerst zum Dekan Benker, wo er schon vor Jahren einmal gewesen. Allein dort hielt er's nicht lange aus. Unvermutet erschien er eines Tages daheim zum nicht geringen Schrecken der Mutter. So sehr hatte ihn die Liebe zu dieser zurückgetrieben. Indessen bestand er ein gutes Examen und immatrikulierte sich an der juridischen Fakultät in Zürich. Die Vorlesungen freilich besuchte er ohne Neigung und inneren Beruf, nur der Mutter zuliebe, und blieb dann gar bald vollständig weg. Nun versuchte er das Zeichnen unter Leitung eines Malers, rückte aber auch da nicht merklich vom Fleck, da er die Sache ziemlich lässig betrieb. „Was ihn lähmte und peinigte, das waren die beständigen Zweifel, ob er zum Maler oder Dichter geboren," Zweifel, die bekanntlich auch Goethe und Otto Ludwig, Gottfried Keller und Scheffel hatten. Als er sich dann wieder auf die Dichtkunst warf, sandte einmal die Mutter, der das Zeugnis nicht versagt werden kann, dass sie alles aufbot, dem Sohne eine Zukunft zu schaffen, Conrads Gedichte an Gustav Pfizer, der freilich trostlose Antwort gab.

Am besten schildert auch hier die Schwester die Stimmung des

Jünglings: „Die rastlose innere Schwungkraft der Jugend gab ihm die Zuversicht eines grossen Könnens, der seine Leistungen damals in keiner Weise entsprachen. So verzehrte er sich in schweigender Ungeduld und Ohnmacht. Neben sich sah er Minderbegabte ruhig ihren Weg gehen, von Stufe zu Stufe steigen und ihr nahegestecktes, von ihm allerdings unbeneidetes Ziel, den bürgerlichen Beruf und Broterwerb, sicher erreichen. Er aber aber geriet nach und nach ausser Reih und Glied seiner Altersgenossen und sah sich in der ihn tief beschämenden schmerzlichen Lage, wie alle, die in einem achtenswerten, regelrecht geordneten Gemeinwesen nicht klassifiziert und jedem einleuchtend untergebracht werden können, missachtet, bemitleidet und verleumdet zu werden.

Hätte nur einer, hätte er nur selbst damals seinen künstlerischen Beruf erkannt, so deutlich und unwidersprechlich erkannt, dass er mit ganzem Entschluss ihn ergriffen hätte, er wäre alles Druckes und aller Zweifel ledig geworden. Die Liebe seiner Mutter hätte die äusseren Hemmnisse um jeden Preis weggeräumt. Um ihm freie Bahn zu öffnen, hätte sie sich mit Freuden eingeschränkt, ja, mit heiterem Mute gedarbt, wenn es nötig geworden wäre. Doch es war gerade sein Mangel an Wahl und Willen, der damals wie ein Bann auf ihm lag. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst und wäre doch gerne von anderen hochgehalten worden. ‚Ich zürne es jungen Leuten nicht sehr,‘ sagte er mir einmal viel später halb im Scherz, ‚wenn sie überall pädagogisch gedehmütigt und an ihr Örtchen hinuntergedrückt, sich ihrerseits zu hoch schrauben und sich aufzupuffen versuchen. Ich weiss aus Erfahrung, es ist gleichsam ihre Notwehr gegen die Aussenwelt. Gelingt einem eine gute Leistung, dann wird man bescheiden, wie ein Glücklicher es sein darf.‘

Damals erschien er sich als ein Rätsel, und was er niederschrieb, dürftig, weit entfernt von dem, was er mit heissem Streben suchte. ‚Sieh,‘ sagte er zuweilen, ‚wenn ich morgens mit einer Fülle von Ideen erwache und ich will meinem Gedankengeschmeide die dazu passende Fassung geben, so komme ich mir vor, wie jener arme Hirtenjunge, dem der Berggeist Rübezahl erlaubte, seine Taschen mit Gold zu füllen. Als er heimkam und sie umwandte, um sein Glück vor sich auszuschütten, fiel nichts heraus als dürres Laub.‘

So verlernte er es, seine Gedankengänge niederzuschreiben, so verlor er mit der Gewohnheit die Leichtigkeit und die Freude, sich schriftlich auszudrücken. Das deutsche Sprachgefühl ging unter in der Masse seiner vielsprachigen Lektüre, aus Mangel an Übung, da er ein Einsamer war und damals vielleicht überhaupt nicht immer in Worten dachte. Verse hat er immer geschrieben, doch alle verschwanden im Feuer. Zu jener Zeit der Selbstkritik, da ihn nichts befriedigte, be-

kamen seine Handschrift und sein Stil jene Gedrängtheit, die seiner Schreibweise eigentümlich geblieben ist."

Hier haben wir von der Schwester durchschaut die Elemente seines Verhaltens. Es lag wie ein steter Bann auf ihm, dass er nicht wählen und wollen konnte. Doch je unzufriedenerer mit sich selbst, desto heisser verlangte er, von anderen hochgehalten zu werden, oder richtiger von einer, an der ihm weitaus am meisten gelegen: von seiner Mutter. Gilt doch im Grunde jene Unzufriedenheit nicht der eigenen Person, sondern dieser Geliebten, die ihn so gar nicht begreifen will. Und dann die Unfähigkeit, trotz innerlicher Kraft, sich einen Lebensberuf zu küren mit einem nährenden Ziel am Ende und einer Entlastung der armen Mutter. Ja, sogar wozu er Anlage hatte und Gottestalent, durfte noch nicht zur Entwickelung kommen, so lange diese am Leben war. Drum erstickte er sein deutsches Sprachgefühl in massenhaft fremdsprachlicher Lektüre und vernichtet restlos, was sein Genius trotz alledem noch schuf. Ich darf es schon jetzt ganz dreist aussprechen, was später voll durchsichtig werden wird: Der arme Conrad konnte nicht eher zum Dichter werden, als bis ihm die geliebte Mutter durch den Tod genommen!

In einer autobiographischen Skizze sagt der Dichter selber von dieser Zeit: „Ich begann ein einsames Leben, kein untätiges, aber ein zersplittertes, willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Dieses zurückgezogene Leben habe ich jahrzehntelang weitergeführt, da meine Mutter mir volle Freiheit liess." Wie sehr litt sie freilich unter diesem Dasein ihres Sohnes! Im Jahre 1849, da Konrad 24 Jahre zählte schrieb sie an Vulliemin: „Mein armer Sohn ist immer beinahe im gleichen Zustand, eine schwermütige Anlage und eine unbezwingbare Unfähigkeit, eine regelmässige Arbeit zu übernehmen, beibehaltend. Er ist traurig, oft für seine Gesundheit besorgt, dazu geneigt, sich als Gegenstand des Übelwollens der anderen zu glauben und bisweilen Hirngespinste in der Art seiner Gedanken zu schmieden. Er leidet, dass er kein Ziel und keine Karriere hat und keinen Entschluss fassen kann. Seltene Spaziergänge, das Lesen und einige Studien füllen seine Zeit aus, ohne seinem Leben den geringsten Erfolg zu geben. Auch kann ich sagen, dass ich von ihm nichts mehr in dieser Welt erwarte."

„Hoffnungsloser kann sich eine Mutter nicht äussern," bemerkt sehr richtig August Langmesser. „Diese Hoffnungslosigkeit teilte sich auch dem Sohne mit. Er verlor das Vertrauen zu sich selber. Was war da natürlicher, als dass er die Menschen floh? Und diese

mieden auch ihn. Man hielt ihn in Zürich allgemein für einen unbrauchbaren Menschen und eine verfehlte Existenz. Er geriet nach und nach ausser Reih und Glied seiner Altersgenossen. Während diese zu gesicherten Existenzen und zu Rang und Ansehen sich emporschwangen, blieb er beruflos; ein bemitleideter und missachteter junger Mann; ja der Menschenscheue wurde totgesagt. Und doch war er nur im Traum erstarrt. Über seinem Wesen und Gemüt lag der Schlafbann des Winters.“

Wir erkennen in der schwermütigen Anlage, der unbezwingbaren Unfähigkeit eine regelmässige Arbeit zu übernehmen, im masslosen Lesen, das doch jedes Zieles und Zweckes entbehrt und nur dazu dient, eine Dauerassoziation zu verhindern, die altbekannten Symptome der Belastung. Noch deutlicher wird dies in der Schilderung Freys, die auch die Abkehr von der Mutter gut darstellt: . . . „Er war viel zu schüchtern, um irgend einen Verkehr zu suchen oder zu wagen. Allgemach steigerte sich diese Schüchternheit, und er begann die Menschen zu meiden, so dass er, nachdem sein liebster Freund unter die österreichischen Fahnen getreten war, fast ganz vereinsamt dastand. Sein Benehmen nahm etwas Gereiztes und Scharfes an; er vermochte einen Zug der Verbitterung nicht zu bemeistern, namentlich wenn er gewahr wurde, wie die Gleichalterigen sich anschickten, in Stellung und Würden einzurücken, während sich seine Zukunft immer ungewisser und aussichtsloser gestaltete. Auch empfand die um ihn bangende Mutter ein merkbares Schwinden des gewohnten rücksichtsvollen Gebahrens; so stand er spät auf, nicht früh genug zum Morgenkaffee. Er hatte es ungern, wenn man ihn nahe auf den Leib rückte, nnd bot zum Gruss immer nur zwei Finger der rechten Hand. An einem kleinen Familientee, der jeden Montag Abend stattfand, beteiligte er sich zuweilen: sonst floh er Gesellschaft, namentlich weibliche . . . Der Vereinsamte warf sich auf eine Unmenge Bücher und las im Laufe der Jahre unendlich viel. Aber er betrieb jede Lektüre ohne Plan und Methode, da es sich nicht um die Erreichung irgendeines gesteckten, sicheren Zieles handelte, vielmehr alles oder doch das meiste der Laune und Stimmung anheimgegeben sein durfte.“

Die gute Mutter liess den Sohn gewähren, zumal sie gleich den Freunden und Anverwandten keinen anderen Rat wusste, als den eines liebevollen, weichen Herzens und brünstige Gebete. „Die Entscheidung reifte nach und nach von selbst aus den Verhältnissen heraus. Die zersplitterte und willkürliche Tätigkeit, der stetig sich vertiefende innere Zwiespalt, die gänzliche Ratlosigkeit, die anscheinende Verbauung und Absperrung jeden Ausweges und die andauernde Zurückgezogenheit begannen dem Gemüte des Dichters verhängnisvoll zu werden. Mehr und mehr schauderte ihn vor dem unentwirrbar verschlungenen Knäuel seines Daseins und vor den Rätseln des Menschenlebens überhaupt, und langsam

beschlich ihn der Wunsch, aus Welt und Verworrenheit herauszukommen". Hierzu kamen endlich noch die Wirkung eines literarischen Werkes. Vischers „Kritische Gänge" mit ihrem gesunden Realismus liessen seine bisherigen romantischen Ideale plötzlich zusammenstürzen. „Ihn übermannte das Gefühl im Leeren zu stehen. Er lebte eigentlich kein reales Leben, sondern webte nur in Hirngespinsten, er hatte keine Pflichten, keine Geselligkeit keine Tagesordnung, die ihn, den ausschliesslich künstlerisch Begabten, im Gleichgewicht zu halten vermochten. Er verzweifelte an sich selbst, und die Versuchung, ein verhängnisvolles Ende zu machen, trat eng an ihn heran."

Ohne die Bedeutung all dieser Dinge verkleinern zu wollen, dünken sie mich bestenfalls Hilfsmomente, doch nimmer entscheidend. Entscheidend war seine stets tiefer fressende Verzweiflung, die Mutter jemals erobern zu können, die ihm den Gedanken an Selbstmord aufzwang. Dies wird eine später zu erzählende Episode ganz durchsichtig machen.

In diesen qualvollen Tagen „beschränkte er den Verkehr beinahe auf Mutter und Schwester, sowie jenen Studenten, dem er im Lateinischen nachhalf. Über Tag die Strassen scheuend, spazierte er nachts mit Betsy auf öffentlichen Wegen oder um den Rasenplatz im Garten des Familienhauses, wobei er immer den gleichen Schlangenweg durchmass. Hier erging er sich aber nur, wenn der Mond schien; denn, pflegte er zu sagen, der Mondenschein zieht alles ins Grosse und verwischt mit seinen sanften Lichtern die Grenzen der engen Eingeschlossenheit. Dagegen ruderte und schwamm er nach wie vor. Gewöhnlich nahm er am nahen Gestade ein Schiffchen, fuhr mitten in den See hinaus, sprang in die Flut und schwamm oft so lang und weit, dass er das Schiffchen ganz aus den Augen verlor. Allmählich begann er von diesen Wasserfahrten erst in später Nacht heimzukehren, worüber sich Mutter und Schwester um so mehr ängstigten, als er Äusserungen, die seinen Lebensüberdruss verrieten, hatte fallen lassen. Eines Tages, da er sich beim Fortgehen besonders melancholisch ausgedrückt hatte und Stunde um Stunde verrann, ohne dass er erschien, war die Lage der Seinigen besonders qualvoll. Gegen Mitternacht kam er dann freilich zurück, doch fühlte er am nächsten Tage sich unwohl, so dass ein Arzt geholt werden musste, der ihm gegen ein Erkältungszahnweh Blutegel verordnete. Der Blutverlust und die Seelenqualen führten eine Ohnmacht herbei. Nachher fühlte er sich ruhiger und wohler, so dass der Dämon verscheucht schien. Aber während der Sommerhitze, die er in der Eingeschlossenheit seines Zimmers aushielt, stellten sich die dunklen Gedanken und die Mutlosigkeit wieder ein und steigerten sich dergestalt, dass sie zum physischen Eindruck wurden, er sei den Menschen unangenehm und was wohl mit seinen nicht seltenen Zahngeschwüren zusammenhing, mit einem üblen Atem behaftet."

Wir finden in dieser Schilderung zunächst die grosse Menschenscheu des Jünglings, seinen hochgradigen Assoziationswiderwillen. Auch von Mutter und Schwester entfernt er sich gern und verbindet damit ein Bangemachen, um so deren Liebe herauszufordern, ja zu erzwingen. Daneben aber setzt sich allmählich auch der Gedanke schon fest, er sei den Menschen unangenehm, will sagen der Mutter, und als prosaische Erklärung hierfür, da die wahren Gründe im Unbewussten bleiben, er sei mit üblem Atem behaftet.

Im Jahre 1852, da Konrad 27 Jahre zählt, kommt es zu einem kritischen Ausbruch. Da war eines Tages ein altes pockennarbiges Fräulein zur leidenden Mutter auf Besuch gekommen, das sich unter anderem auch nach Konrad erkundigte. „Mit mehr Eifer zu trösten, als barmherzigem Takt“ erzählt uns Betsy, „verstieg sie sich zu Fragen und hoffnungsvollen Erwähnungen, die der armen Mutter bitter wehtaten. Es überquoll in ihr die Wehmut. Sie, die sonst so Tapfere, brach in Worte aus, die ungefähr lauten mochten: ‚Schonen Sie meiner! Mein erstes, mein begabtes Kind ist für solche Zukunftshoffnungen einer Mutter verloren! Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da....‘ Und mein armer Bruder hörte das“, als er zufällig, um ein Buch zu holen, just über den Gang kam. „Still und unbemerkt war er wieder davongegangen. Aber die Wunde, die er empfangen hatte, war so tief, dass es mir nachher, als ich den Ausbruch seines Schmerzes sah, vorkommen wollte, sie sei unheilbar. Ich erschrak bis ins Herz hinein für beide, für ihn und die arme Mutter. Auch sie konnte sich nicht trösten über das, was sie gesagt hatte, obschon ihrem Gefühl und ihren Gedanken fernlag, was sich wie ein Dolch in seine Seele gesenkt hatte: Sie sagte einer Fremden, ich sei für sie tot! — Was ist denn nur an mir, dass man mich nicht liebgewinnen kann....? Inwiefern bin ich denn nicht wie die anderen...? Warum beklagt denn jene Hässliche, dass meine Mutter mich zum Sohne habe...? Sage mir auf dein Gewissen, um deiner Wahrheitsliebe willen, sage mir, ob ich irgend einen körperlichen Fehl habe, der abschreckend ist!‘ So drang er auf mich ein, als wir auf diese Vorfälle zu reden kamen. Mit einer leidenschaftlichen Seelengewalt, die mir den Mut gab, der eigentlich der natürliche Rückschlag eines grossen Erschreckens ist. ‚Ach keine Spur!‘ sagte ich. ‚Ich will dir's beschwören bei allem, was du willst. Du bist gesund und normal, wenn du es sein willst. Aber so, wie du jetzt sprichst, bist du auf dem Punkte, krank zu werden. Komm doch nur heraus aus deiner Folterkammer! Heute kannst du es. Konsultiere doch einen Arzt. Er wird dich aus dieser Luft wegschicken. Tue es der Mutter zulieb.‘ Nicht auf mein Wort hin fasste er den grossen Entschluss, sondern erst, als die Mutter selbst ihn bei allem, was ihm heilig und teuer war, angefleht hatte, doch nicht länger

in dieser hoffnungslosen und unnatürlichen Lage zu verharren. ‚Ja, dir zulieb will ich es tun!‘ hat er ihr versprochen. Sie selbst allein begleitete ihn in die Heilanstalt Préfargier bei Neuenburg und stellte ihn den dortigen trefflichen Ärzten vor. Als er die Mauern des mit weiten Gärten und Parkanlagen umgebenen Gebäudes erblickte, sagte er: ‚Ich bin schon gesund, liebe Mama.‘ Und ähnlich lautete der Spruch der Ärzte: ‚Er ist nicht krank, aber er ist kein harmonisch besaiteter, gleichmässig ausgestatteter und entwickelter Normalmensch. Dass er diese lange Abgeschlossenheit ertragen hat, deutet auf die Widerstandskraft seiner reinen, unverdorbenen Natur. Jetzt gilt es, neu anfangen! Nicht mehr in die alten Verhältnisse zurück!‘[1]).

Es ist nach den vorgeschilderten Proben wohl jedermann klar, dass Meyers Betragen und Entwicklungsgang durch zwei Faktoren determiniert wird: Die schwere, von der Mutter überkommene Belastung — seine Konstitution sei nicht in jeder Beziehung beschaffen, wie diejenige anderer Menschen, sagt Dr. Borrel recht euphemistisch — und durch die Liebe zu jener selbst. Des Jünglings Verhalten ihr gegenüber ist ungefähr gleich dem eines Hysterischen. Auch seine wohl niemals ernst gemeinten Selbstmorddrohungen sind durchaus ähnlich den bei der Neurose nicht selten zu findenden. Bekräftigt wird endlich, was ich im Eingange dieses Kapitels über Mutter und Sohn ausführen konnte: ein jedes liebte das andere wahnsinnig-leidenschaftlich, nur verstand ein jedes unter Liebe einen anderen Egoismus. Die Mutter sucht Ersatz für den Mann, mit der Herrschaft verbunden über ihr Kind, und hetzte, als ihre Erwartung sie täuschte, sich selber in Verbitterung hinein. Ihr Sohn hinwider wollte eine Mutter, die sich allzeit opfert, zeitlebens die sorgende Geliebte bleibt und so die Rolle des Vaters übernimmt. Drum konnten die beiden nie zusammenkommen, sie nie die harmonische Eintracht verbinden, die zwischen gesunden Eltern und Kindern doch die Regel bildet.

Bis zum Tode der Mutter.

Etwa 2½ Monate, also immerhin doch eine ziemliche Zeit blieb Konrad in der Irrenanstalt, wo ihn der Direktor aus besonderer Vergünstigung bald in den Kreis der Hausgenossen aufnahm. Von diesen kam ihm namentlich Cécile Borrel, die Schwester des Direktors, mit liebenswürdiger Güte entgegen — wie eine Mutter. Genesen entlassen, ging er nicht nach Hause, vielmehr auf Anraten Dr. Borrels, der ihn in der Nähe zu behalten wünschte, vorerst nach Neuenburg, wo er allerlei

[1]) Etwas abweichend berichtet Adolf Frey den Ausspruch der Ärzte: „es liege bei Konrad keine eigentliche Erkrankung vor, sondern lediglich eine Überreizung seiner Konstitution, die allerdings nicht in jeder Beziehung beschaffen sei wie diejenigen anderer Menschen.“

las und eine Reihe angenehmer Bekanntschaften schloss. So überströmend die Dankbarkeit der Mutter gewesen, als sie von des Sohnes Genesung hörte, da sie ihn selber ein halb Jahr später wieder sah, „fand sie seine geistige Genesung weniger fortgeschritten, als sie gehofft, und gelangte bekümmert zu der Überzeugung, dass ein vorläufig unbegrenztes Verbleiben in der Fremde für ihn das Bessere und von einem Zusammenleben mit ihm wenig Erspriessliches zu erwarten sei.“ Es ist interessant, wie richtig ein Fernstehender, Professor Godet, den Konrad in Neuenburg aufgesucht hatte, den Jüngling einschätzte. „Für ihren Sohn“, schrieb er der Mutter, „sind die rauhen Lehren der Erfahrung notwendig, und ich fürchte sehr, dass solange Sie seine Bedürfnisse und seine Existenz so reichlich bestreiten und ihm nicht die ganze Verantwortlichkeit überlassen, dies noch lange in der gleichen Weise fortgehen wird. Ich bin überzeugt, dass es Zeit ist, Konrad sich selber zu überlassen und ihn dadurch zu zwingen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und durch seine Arbeit sich selbst Hilfsquellen zu eröffnen. Das wäre für ihn der Punkt, wo er das Experiment verlassen und für sich allein, den Kampf beginnen würde, den er gegen seinen mächtigen Feind zu kämpfen hat.“ Und dann, als ob er die Theorie der Belastung kännte, die als deren Ursache eine Erkrankung der Körperfühlsphäre annimmt, des zerebralen Zentrums für das eigene Ich: „Sein grosser Feind ist das eigene Ich; das ist das Zentrum, um das sich alles dreht.“

Die Mutter befolgte übrigens den Rat dieses Freundes nicht, sondern liess den Sohn auch weiterhin seine volle Freiheit, sich nur bemühend, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, nach Paris zu reisen. Diese Absicht gelang, doch bedang sich Konrad dafür aus, nach Lausanne zu gehen, wo er schon einmal sich selber gefunden. Schrieb er doch später in seinen autobiographischen Skizzen: „Mir war die französische Schweiz von jeher eine zweite Heimat, wohin ich mich mehr als einmal geflüchtet, wenn es mir zu Hause nicht nach Wunsch ging, und immer mit gutem Erfolg.“ Und dort in Lausanne fand er, wie schon einmal, bei einem Freund des verstorbenen Vaters die freundlichste Aufnahme. „Kein Mitlebender hat solch einen tiefen Einfluss auf K. F. Meyer ausgeübt wie Vulliemin“, meint August Langmesser. „Seine selten harmonische Persönlichkeit erschien ihm wie ein Ideal. Bald nach seiner Ankunft schrieb er seiner Mutter: „Wenn ich jemals dazu komme, meinen Weg zu machen, so sind wir es diesem unseren besten Freunde schuldig.“ Vulliemin wirkte bestimmend auf sein Geistes- und Seelenleben ein. „Er bildete Meyers historischen Sinn und leitete seine Studien. In seinem Hause entwickelten sich unseres Dichters feine Gesellschaftsformen.“ Und Frey ergänzt: „Als einen wahren Segen empfand er in diesem Kreise die liebenswürdige

Teilnahme, wie die sorgliche, niemals aufdringliche Förderung seiner Ziele". Ich darf noch beisetzen, er hat in Vulliemin einen zweiten Vater wiedergefunden, also das Ideal seiner ersten Kindheit. In seiner Liebe zum Weibe getäuscht, macht er's wie sämtliche Neurotiker auch: er kehrt sich dem andern Geschlechte zu, und zwar vorerst in der Irrenanstalt dem Dr. Borrel, der gleich Vulliemin nunmehr an Stelle des Vaters tritt. Dem entspricht auch die völlige Wandlung seines Wesens seit seinem Eintritt in Préfargier, das aus einem „zwar niemals kraftvollen, aber doch etwas trotzigen und ungestümen in ein scheues und gebrochenes umgeschlagen hatte, welches ihm auf lange Jahre anhaftete." — „Es ist seltsam" äusserte er damals, „solange ich gegen jemand zu rebellieren hatte, war ich robust; nun, wo mir jedermann wohlwill, kann mich jedes gute Wort weich machen." „Er fühlte sich so widerstandslos, so leicht verwundbar", berichtet Frey, „dass er trotz der grössten Schonung, die sie ihm bewies, die ihm herzlich zugetane Schwester einmal bedeutete, ihn mit jeglichem Scherze zu verschonen, wie harmlos er immer sein mochte. ‚Ein Scherz führt oft ein wenig zu weit'". So wenig vertrug er damals die Liebe des weiblichen Geschlechtes, ganz zu geschweigen von Scherz oder Spott. Doch dem Mann gegenüber ward er weich wie Wachs, sowie er es einst zum Vater gewesen, der ihn ebenso sorglich, mit unaufdringlicher Teilnahme gefördert. Je wilder er früher gegen den Stachel gelöckt, solange die Mutter ihn beherrschen wollte, desto lenksamer ward er nunmehr in der Hand des väterlichen Freundes, der gar nichts begehrte, nur schlechtweg ihn liebte. Nochmals wiederholt sich, was wir schon bei dem Sechsjährigen fanden, nur damals nach einer kritischen Krankheit: die abnorme, pathologische Lenksamkeit nach vorhergegangenem aufbrausenden Trotz, die auffällige Weichheit und Reizbarkeit des Fühlens. Und auch hier dann wieder neben der Belastung die Erotik als entscheidendes auslösendes Moment.

„Der höchste Liebesbeweis sind Opfer." An diesem der Neurose spezifischen Grundsatz hielt Konrad nun auch in der Ferne fest, um so mehr, je schwerer der Mutter die ständigen Geldopfer fielen. Den Laien schien freilich, dass Konrads Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen ihn unfähig machten. Ja, Vulliemin äusserte noch zwei Jahre später, er bedürfe fortwährend einer ernstlichen Aufgabe, die Ausdauer und Beharrlichkeit erfordert. Drum suchte er seiner melancholischen Untätigkeit dadurch zu steuern, dass er ihm entsprechende Arbeit verschaffte. Vergebliches Mühen! Denn abgesehen davon, dass Konrad im unbewussten Grunde auf die mütterlichen Opfer nicht verzichten wollte, so war er auch noch ein Schwerbelasteter, der jeder Dauerverknüpfung auswich, sich auf keinen Beruf festlegen liess. Zwar verschaffte Vulliemin ihm den Geschichtsunterricht an dem Lausanner Blindeninstitut und suchte sein Sprachtalent nutzbar zu machen für verschiedene Überset-

zungen aus dem Französischen. Ja, sogar an eine Gymnasiallehrerstelle wurde gedacht — die Mutter freilich hatte diesen Gedanken une véritable dérision genannt — doch als es damit Ernst werden sollte, schreckte Konrad zurück. „Gern hätte er irdendwo bürgerliche Stellung und Pflicht auf sich genommen und zwar unter sehr mässigen Wünschen,“ meint Adolf Frey. „Sein Begehren ging dahin, ‚still, unbemerkt und von Arbeit nicht überlastet zu leben; alles, was Ruhm und Ehre heisst,‘ ist ihm gleichglütig worden; oder wenigstens sucht er sichs einzureden vor den Zusprüchen und Mahnungen der Mutter, die nicht ermüdet, ihn auf die Zukunft hinzuweisen und ihm das Trachten nach Selbständigkeit ans Herz zu legen. ‚Was Du über eine gute Stelle sagst,‘ schreibt er ihr am 17. August 1853, ‚ist so wahr, dass jedes Kind und selbst ich es einsehe.‘ Die Nötigung, ihr allmonatlich neben den Rechnungen mit den unabweislichen Geldforderungen lästig zu fallen, frischten ihm die Überzeugung von der Unhaltbarkeit seiner Lage immer häufiger auf, als ihm lieb war.“ Und doch im tiefsten Unbewussten war's ihm um eine Stellung gar nicht zu tun. Denn als die verschiedensten Pläne scheiterten, erträgt er sein Schicksal so stoisch-gelassen, dass daraus schon hervorgeht, wie wenig sein Herz sich darüber grämt.

Immerhin war er an der Seite Vulliemins viel heiterer und menschenfreundlicher worden. Seine Briefe an die Mutter, so kurz sie meist gehalten sind, atmen oft grosse Zufriedenheit, und da seine Schwester ihn besuchte, „fand sie ihn sehr zu seinem Vorteil verändert, im Besitz von savoir vivre, dazu heiter und freundlich, wie sie ihn nie gesehen. Freilich, meinte sie, so sehr er sich beruhigt habe, von der so nützlichen Gabe des Gleichgewichtes scheine er ihr noch wenig zu besitzen. Von der Zukunft sprach er so leichthin, dass sie nicht wusste, ob sie wache oder träume: ‚unser aller Schicksal macht er wie eine Kartenkunst.‘“ Das wiegt um so schwerer, als Betsy eigentlich mehr auf seiten des Bruders stand als auf der der Mutter. Diese hatte sie abgesandt, dem Sohne ins Gewissen zu reden. Dies tut sie zwar ernstlich, aber immerhin doch nur mit halbem Herzen. Und entschuldigend schreibt sie der Mutter zurück: „Konrad ist 27 Jahre alt und hat sich durch eigene Schuld bis jetzt jede eigene Stellung unmöglich gemacht. Wo man ihn aufnahm, nahm man ihn nur Deinetwillen auf. Ohne Dich war er Null. Jetzt möchte er seinen eigenen Wert oder Unwert kennen lernen, und das ist gut und gehört zu seiner Erziehung. Vergiss nicht, liebste Mutter, Konrad ist ein Mann, wenn auch kein mannhafter, und was für eine Tochter das lieblichste Los ist, kann einem Sohn drückend werden. Soll Konrad einmal handeln lernen, muss man ihn vorerst ohne Stütze stehen lassen, damit er sich kenne.“

Seit jener Katastrophe, die den Sohn bis in die Irrenanstalt brachte, wagte die Mutter nicht mehr so heftig aufzutreten. Doch innerlich hatte

die Mutter an Konrad verzweifelt trotz aller günstigen Berichte Vulliemins. Ihre einzige Stütze war nunmehr die wohlgeratene Tochter, an der sie jetzt doppelt leidenschaftlich hing. Sie bedurfte dieses Trostes und Haltes an Betsy um so notwendiger, als sie sich täglich ja stündlich um den Sohn härmte und ihrer seit Jahren währenden Kümmernis immer noch kein Ende absah, da sich kein Ausweg aus dem Labyrinth auftat und sein Schicksal auch in Anbetracht der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, ein äusserst ungewisses und peinliches zu werden schien. Die Seelenleiden, die er unter ihrem Dache und vor ihren Augen durchgemacht, hatten die ohnehin überzarte Frau dermassen erschüttert, die langsame und, wie ihr wenigstens vorkam, stillstehende oder gar rückschreitende Genesung in Lausanne, griff sie so sehr an, dass sich bereits mit schwachen, aber bedrohlichen Linien das dunkele Verhängnis abzuzeichnen begann, dem sie entgegenging, ohne dass wohl jemand, soweit dies für uns erkennbar ist, es ahnte. Schon klingt es gelegentlich wie eine Selbstanklage, die sie, die doch gänzlich schuldlos war, gegen sich erhob. ‚Acht Jahre lang,' schrieb sie am 10. November 1853 an den Sohn, ‚in dumpfer Resignation zuzusehen, wie sich der mit schönen Anlagen ausgerüstete Geist eines Kindes zwecklos verzehrt, ist wahrlich ein Flecken im Buche meines Lebens, den ich mit blutigen Tränen auswaschen möchte.'"

Hier vermeint Adolf Frey das Flügelrauschen der Psychose zu hören. Dies dünkt mich nun doch ein wenig verfrüht, da die Melancholie bekanntlich fast drei Jahre später erst ausbrach nach einer erschöpfenden Krankenpflege und einer Infektionskrankheit. Doch sicher sind die vorgeschilderten Stimmungen eine Etappe zu dieser. „Immer fürchtete die Mutter, der Dämon möchte beim Sohn wieder hervorbrechen. ‚An Konrad schreibe ich noch heute, aber behutsam, damit die Geisteskrankheit nicht wieder die frühere Form annehme . . . . Ach, man hat im Grunde immer Angst bei einem so vielen Stimmungen unterworfenen Menschen, wie unser armer Konrad ist.' Er wurde ihr ein Rätsel, vor dem sie sich fürchtete, sie wusste auch nicht mehr, woran sie mit ihm war. ‚Ich traue meinem Urteil in Beziehung auf Konrads Angelegenheiten nicht mehr und bin daher froh, wenn andere handeln.'"

Da die Berichte der Schwester und Vulliemins übereinstimmend immer günstiger lauteten, auch Konrads Briefe von fortschreitender Gesundung und wachsender Arbeitslust stets deutlicher zeugten, wurde endlich seine Heimkehr ins Auge gefasst. Der Eindruck, den die Mutter von dem Rückgekehrten hatte, von seiner „moralischen und religiösen Veränderung" war ein derart günstiger, dass sie dem Freunde in überquellendster Weise dankte. Der Dichter selber vertauschte freilich Lausanne recht ungern mit seiner Vaterstadt. „Denn er hatte hier,"

wie Betsy damals schrieb, „eine Vergangenheit oder vielmehr keine und wusste wohl, dass man ihn darum ansah.“ So sehr in Zürich die Berufsfrage aufs neue energisch an ihn herantrat, so gelassen blieb Konrad allem gegenüber. Seine wesentliche Beschäftigung waren Übersetzungsarbeiten aus dem Französischen, womit er Vulliemins Anregungen nachging. „Seine dichterischen Pläne und Heimlichkeiten verbarg er, wodurch er vor der Mutter meistens zu schweigen gewöhnte, obgleich er, wie sie der Tochter wiederholt meldete, durchschnittlich heiter und vergnügt dreinblickte. Beinahe von Woche zu Woche fühlte sie sich von seinem Fleisse mehr befriedigt. Immerhin galt er eben noch als der ‚arme‘ Konrad, der viel guten Willen, aber wenig Kraft besass.“

Da traten zwei Ereignisse ein, die für des Dichters Entwickelung bestimmend wurden. Im Hause der Mutter lebte auch ein damals fast 70jähriger Imbeziller, der nach monatelangem Siechtum und unendlichen Leiden schliesslich verstarb. Die Mutter hatte sich nun nicht abhalten lassen, „möglichst viel um ihn zu sein und bei der Pflege hilfreiche Hand zu leisten, obschon dies nicht nötig war, da ein Wärter alles Erforderliche verrichtete. Sie fing an schlaflos zu werden und glaubte fortwährend den Leidenden schreien zu hören, der allerdings sehr schwer litt und wehklagte. Mit dem Eintritt der Sommerhitze wurde das Krankenbett fast unerträglich, aber die Mutter, allem Zureden der Kinder und des Arztes unzugänglich, behauptete Stunden und Stunden lang ihren Platz im Zimmer des Stöhnenden, so dass sie sich aufrieb. Im Juli endlich konnte der Gequälte sterben. Aber jetzt entwickelte sich bei der geprüften und erschütterten Frau eine ausgesprochene Gemütskrankheit: eine während der letzten Zeit der Pflege ausgebrochene Gesichtsrose, mit der sie sich durchaus nicht legen und schonen wollte, trat am dritten Tag zurück und war vielleicht die eigentliche Ursache des Leidens. Sie klagte sich an, die Mörderin des Hingeschiedenen zu sein, ihn nicht genugsam gepflegt, sowie beim Anblick seiner entsetzlichen Schmerzen oft seine Auflösung herbeigewünscht zu haben. Religiöse Selbstvorwürfe gesellten sich dazu, den zerwühlten Geist bestürmend. Sie nannte sich eine grosse Sünderin, die von Gott verstossen sei und keine himmlische Barmherzigkeit finden werde. Auch erklärte sie ihre geistige und körperliche Kraft für gebrochen.“ In die Irrenanstalt Préfargier gebracht, gelang es ihr bald, einen Selbstmord ins Werk zu setzen, indem sie sich vom Geländer einer Brücke ins Wasser stürzte. Nach dem Vorgeschilderten lag ohne Zweifel eine Melancholie vor mit der charakteristischen Selbstanklage, dem Verkleinerungswahn und dem typischen Selbstmord, eine Melancholie auf dem Boden einer schweren erblichen Belastung, ausgelöst endlich unmittelbar durch die lange, aufreibende Krankenpflege und das Kopferysipel.

Weder Betsy noch Konrad konnten den Schmerz über den Tod der Mutter so ganz verwinden. Schrieb doch die erstere: „Sie war uns beiden so lieb, dass wir nicht auszudenken vermochten, wie es würde, wenn sie nicht mehr da wäre. Als die uns dann im Herbst 1856 entrissen wurde, schien es uns, als wäre mit ihr und ihrer Treue nun alles Liebliche für uns von der Erde verschwunden. Unser trautes Heim war doch immer gewesen, wo sie war. In meines Bruders innerem Leben, in seiner Poesie tönt dieser schmerzliche Klang viele Jahre lang nach.“ „In Stunden, wo das Leben ihm dunkelte, übte das Wasser, in dessen Schoss ihm Ruhe von allem Kampfe zu winken schien, eine dämonische Anziehungskraft aus:

‚Eine liebe, liebe Stimme ruft
Mich beständig aus der Wassergruft . . .‘“

„Erst die starken italienischen Eindrücke vermochten diese schmerzvolle Dissonanz in reine Schönheit aufzulösen.“ Und doch, wenn ich das Leben des Dichters im ganzen überschaue, muss ich wiederholen, so barbarisch dies manchem auch klingen mag: Erst der Tod der Mutter und in zweiter Linie die materielle Sorglosigkeit, die ihm ein Legat nach dem verstorbenen Imbezillen gewährte, machten es möglich, dass Meyer ward, was wir heute bewundern.

Das erste Wanderjahr. Die Schwester und ihr Verhältnis zu Mutter und Bruder.

In den Jahren, die nun folgen, traten immer stärker die Belastungszeichen des Dichters zutage: vor allem sein Assoziationswiderwille und ein Symptom, welches diesem entspringt, sein lebenslänglicher Reisedrang. Bekanntlich ist die Reisesucht ein ganz treffliches Mittel, sein Ich an stets neue Eindrücke zu heften, ohne doch sich irgendwo festzulegen, wie ja der richtige globetrotter allzeit ein schwer Belasteter ist. Nach dem Tode der Mutter geht Konrad erst nach Lausanne zurück, will dann mit der Schwester nach Italien reisen, was an Dr. Borrels Widerspruch scheitert, worauf er schliesslich nach Zürich eilt, um in jenen Zeiten politischer Not sich dem Staate irgendwie nützlich zu erweisen. Als er jedoch da nur schwere, kränkende Missachtung erfährt, entschliesst er sich stracks, allen poetischen Plänen zu entsagen und zwei Jahre in Paris zu studieren. Freilich war jene Missachtung minder schwer, als er sie empfand, kraft seiner pathologischen Reizbarkeit. Doch hat er tatsächlich in jenen zwei Monaten „mehr gelitten, als sich sagen lässt,“ wie er aus Paris der Schwester schreibt. „Wie erbärmlich war ich nicht in Zürich daran! Was mich niederwarf und aufrieb, war die Missachtung, das Fürkrankhalten, in der ich lebte, sowie mich am tiefsten jene Hinweisung auf meine in den letzten Jahren unver-

schuldete Berufslosigkeit kränkte.“ Er muss zwar selber offen zugeben: „Warum sollen sie einem Menschen, der krank gewesen ist, dessen Mutter auch krank gewesen, der überdies nichts Rechtes, das heisst Praktisches, kann, das geringste anvertrauen?“ Doch innerlich fühlte er sich aufs tiefste verletzt, so dass er erklärt; „Fort musste ich, weil ich sonst krank geworden wäre!“ und es verschwört, je wieder in die Heimatstadt zurückzukehren, es sei denn in eine bestimmte Stellung, oder nachdem er etwas Rechtes gelernt. Frey bemerkt dazu richtig: „Solche und ähnliche unbedeutende Stösse und Anfechtungen hätte ein Stärkerer unbeachtet lassen oder leichthin abgeschüttelt, namentlich wenn ihm, wie das bei Meyer der Fall war, die finanzielle Unabhängigkeit zu Hilfe kam, so dass er sich schliesslich über all das hinwegsetzen konnte; aber sein krankhaft reizbares Gemüt empfand sie als ein unleidliches Weh. Er suchte ihnen auszuweichen, und, wenn er einmal heimkehrte, vorzubeugen.“ In dieser krankhaften Reizbarkeit, in dieser Masslosigkeit des Empfindens, die ein kleines Weh gleich unleidlich empfindet, erkennen wir abermals ein typisches Belastungssymptom, das freilich in unserm Fall noch verstärkt wird durch die Erinnerung an ähnliche Kränkungen seitens der Mutter. „Es wurde ihm immer deutlicher, dass das erste und für einmal einzige, was ihm oblag, darin bestand, etwas Rechtes zu lernen, wie er sich immer wieder ausdrückte, und sich, sollte er darüber vierzig werden, so gründlich, so tüchtig, so streng ausbilden als möglich, nicht nur zum Wissen und Können, sondern zur unbedingten Selbständigkeit . . . Hochzusteigen gedachte er mit seinem Studium nicht, es sollte ihm die Verwaltung des eigenen Vermögens erleichtern und womöglich zu einer kleinen Stelle in Zürich oder anderswo verhelfen.“ Wie man sieht, ist jetzt nach dem Tode der Mutter mindestens ernsthaftes Wollen da, nicht das apathische laisser faire, dem er bisher fröhnte. Wenn aber Adolf Frey dann hinzufügt: „Er begehrte nur darum so wenig, weil er, mehr oder weniger bewusst, sich lediglich die Freiheit für die Poesie erkaufen, den bürgerlichen Anforderungen dagegen nur das unumgänglich Nötige opfern wollte. Denn von Jugend auf lebte der Trieb nach Unabhängigkeit in ihm;“ so dünkt mich die Sache etwas anders zu liegen. Der „Trieb nach Unabhängigkeit,“ d. h. die Scheu, sich dauernd zu binden, beweist nichts anderes, als dass er ein Assoziationsflüchtling war, wie eigentlich jedweder schwer Belastete, und seine minimalen Zukunftsansprüche erklären sich daraus, dass er jederzeit nur eine Stellung wünscht, die er unschwer und rasch wieder aufgeben konnte. Sich Zeit für seine Poesie zu reservieren, lag ihm durch Jahre hindurch noch fern. Hingegen ist es wieder ein typisches Zeichen, zumal der schwer belasteten Dichter, dass „ihm Neigung und Fähigkeit zu einem praktischen Beruf schlechtweg mangelten.“

In Paris gedachte er zwei Jahre zu studieren, um dann später in Berlin seine juristischen Studien zu vollenden. In Wahrheit liess er die Juristerei bald gänzlich sein und begnügte sich damit, ein bischen Kunststudien, ein bischen Geschichtslektüre zu treiben und im übrigen gemächlich im Pariser Leben dahinzuschwimmen. Bezeichnend hierfür sind die Briefe an die Schwester. Da heisst es z. B.: „Das Gute hat Paris, dass es alle Träumereien beseitigt. Dieser Lärm und dieses Rennen lässt das innere Leben gänzlich verstummen; man geht seinen Geschäften nach, isst und trinkt und ist eigentlich weder glücklich noch unglücklich, weil man sein eigenes Wort nicht, geschweige sein Herz versteht.“ Doch gerade dies assoziationsscheue Leben sagt dem Schwerbesasteten am besten zu. So schreibt er Betsy fünf Tage später: „Ich bin so beschäftigt und habe so viele und von allen Arten Bekannte, dass mir die Zeit fliegt . . . Ich werde wahrhaftig von Tag zu Tag gesunder und mutiger.“ Auch diese Beschäftigung mit zahlreichen Dingen, der Verkehr mit vielen und ganz verschiedenartigen Bekannten ist für den Schwerbelasteten typisch. Darum fühlt sich der Dichter im Wirrwarr und steten Wechsel weit wohler als in dem gleichmässigen Einerlei zu Hause. „Es geht mir im ganzen gottlob gut. Zwar fasse ich die Dinge unglaublich unpraktisch an, aber mein guter Wille wird am Ende doch meiner Ungelenkigkeit Herr.“ Endlich noch die geradezu malende Stelle: „Nichts ist schöner als der Tuileriengarten am Sonntag. Dies Leben, diese Mannigfaltigkeit, diese stete Erneuerung der Menschen — nach zehn Minuten lauter fremde Gesichter — diese Freude der Kinder an ihren Spielen, der Frauen an ihren Kleidern, diese Trachten, alle diese höflichen Soldaten, die Mohren, die Araber, der Prinz Daniel von Montenegro, die Ristori, alles das aneinander vorüberstreifend, ohne sich zu berühren, es ist zu schön.“ Im Mai 1857 setzt ihm ein fieberhafter Darmkatarrh nicht wenig zu. Aber kaum genesen, schreibt er der Schwester: „Ich bin ganz ordentlich wohl und eigentlich jeden Tag neu bezaubert, werde aber die ernste Nahrung, wonach mich verlangt, nur in Deutschland finden.“ Und kurz vor dem Abschied von Paris: „Überhaupt liebe ich die Fremde, weil sie selbständig und darum glücklich macht (soll heissen: ‚unabhängig‘ im Meyerschen Sinne). Einreden werde ich mir in meine Pläne nichts lassen, weil ich mit meinem Gewissen einig bin.“

Was diese Pläne eigentlich waren, weiss niemand zu sagen. Denn er hatte in Paris in 16 Monaten nichts anderes getan, als die obengenannten Nebensächlichkeiten und tat vorerst auch die nächsten Jahre so gut wie gar nichts. Obwohl er nun nach dem Tode der Mutter von keinem Einrede zu fürchten hatte, setzt er sich von vornherein schon zur Wehr, so sein böses Gewissen und die Selbstanklagen der eigenen Brust den Kundigen enthüllend. Von Paris geht es für kurze Zeit nach

Zürich zurück, von dort mit der Schwester in die geliebten Berge. Die Reise eines Vetters gibt ihm den überwillkommenen Vorwand, statt nach Berlin jetzt nach München zu ziehen — von irgendeinem Studium war nicht mehr die Rede — und daselbst die Kunstschätze abzuweiden, was Konrad selber den „qualifiziertesten Müssiggang“ heisst. Auch nach der Rückkehr duldet es ihn nicht lange in Zürich, zumal eine Herzensgeschichte dazukam. In dem Schwerbelasteten erwacht der unbändige Reisetrieb, rasch lebt der alte Vorsatz wieder auf, mit der Schwester nach Italien zu gehen, und über Hals und Kopf wird der Aufbruch gerüstet. Auch diese Plötzlichkeit von Entschluss und Ausführung ist hochbezeichend, In „Pierre et Jean“ formt Maupassant das treffende Wort: „Er hatte in gewissen Augenblicken jenes zwingende Bedürfnis nach sofortiger Lösung der Situation, das die ganze Stärke der Schwachen ausmacht, welche unfähig sind, je lange zu wollen.“ Ein wahrer Meistersatz hellt hier das Wesen des Schwerbelasteten, der rasch handeln muss, über Hals und Kopf, soll er überhaupt zu wollen vermögen. Denn langes Festanhalten an einen Vorsatz verträgt er nimmer.

Ehe wir dem Dichter nach Italien folgen, ist es wohl nötig, sein Verhältnis zur Schwester und deren Charakter uns klarer zu machen, als bisher geschehen. Ich zitierte an einer früheren Stelle das Wort der Mutter, ihre Tochter erinnere sie immer mehr an den verstorbenen Gatten. Das ist in jedem Betrachte ein Wahrwort. Der Vater war nicht nur die höchste Autorität gewesen, auch die besondere Verehrung und Liebe seiner Betsy, die Erinnerung an einen kleinen Dienst ihr ganz unvergesslich, sein bekümmerter Blick, wenn er von ihr eine kindliche Ungezogenheit hörte, ihre härteste Strafe. Mit seinem Tode bekommt ihr Leben die bestimmte Richtung, ihr Streben bewusst wie unbewusst das hehre Ziel: seinen Hinterbliebnen den Vater zu ersetzen. Mit dem Instinkt des liebenden Weibes fühlt sie heraus, was die Mutter von ihrem Sohn begehrt, und als der die Erfüllung nicht bieten konnte, trat sie in die Bresche. Was Konrad der Mutter schuldig blieb und nach seiner Anlage bleiben musste, das leistet ihr Betsy. Ja, mehr noch als das, sie ersetzt dem Bruder auch noch den Vater in vieler Beziehung. Die Neigung der Mutter zu ihrem Sohne war nicht selbstlos gewesen, nicht opferfroh genug, sie entbehrte, wie Konrad bitter empfand, der absoluten Uneigennützigkeit, so die des Vaters immer besessen. Aus Liebe zu diesem, ihrem Erzeuger, übernimmt die Tochter nunmehr sein Amt, der Witwe und dem verwaisten Sohn eine feste, verlässliche Stütze zu sein. Es bleibt eine ewige Lebenswahrheit: lieben lernt der Knabe von seiner Mutter, die Tochter vom Vater. Wie Konrad zeitlebens an der Mutter krankte und ihrer nicht durchaus selbstlosen Liebe, ward Betsy zum richtigen Mutterweib durch die Liebe zum Vater.

Verfolgen wir einmal ihr ganzes Betragen. Als zwei Jahre nach dem Tode des Vaters auch die Grossmutter starb und die Mutter nun ganz ohne Stütze dastand, war der 11jährigen Betsy einziges Trachten, die letztere „vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsre Unbändigkeiten und Missgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur.“ In Konrads traurigen Jugendjahren fand sich das 14jährige Mädchen unendlich beglückt, wenn der 20jährige Bruder ihr seine eigenen Verse vorlas oder sie für seine Lieblingsdichter begeisterte. „Wie sollte es ihm für dieses Mitteilen geistigen Genusses, für dieses Mit-hineinblicken-lassen ins Reich der Poesie nicht dankbar und herzlich zugetan sein! Dem Schulmädchen klangen sogar die Verse, die Freiligrath dem toten Grabbe widmet, wunderschön:

> ‚. . . Durch die Mitwelt geht
> Einsam mit flammender Stirn der Poet;
> Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
> Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!‘

Aber sollte es denn nicht nur schön, sondern auch wirklich und wahr sein? Sollte es meinen geliebten Bruder ganz persönlich angehen? Nein, das gab ich schon mit 16 Jahren nicht mehr zu. Das wäre einfach nicht auszuhalten gewesen und sollte nicht sein. Schon um unserer Mutter willen nicht, die doch eine Freude haben musste nach all dem schweren Leid und die jeder Strahl der Schönheit in Natur, Poesie und Kunst im Herzensgrund erquickte. An sie wandte ich mich denn mit Bitten, sie möge mich doch irgend etwas, dessen ich fähig wäre, lernen lassen. Es sei doch sehr nötig, schon damit ich später mein eigenes Brot essen könnte. Sie selbst hatte in ihrer Jugend gezeichnet und nur, weil sie sich früh verheiratet hatte, diese liebe Kunst aufgegeben. So freute sie der Gedanke, ich könnte neben ihr Porträts malen oder Zeichenstunden geben. . . . Die Mutter lebte auf und mir verwischte sich jedes persönliche Verständnis für den ‚Kainsstempel‘. Mein Bruder, der mir alles Gute gönnte, freute sich meiner künstlerischen Fortschrite. ‚Zeichne nur!‘ sagte er, ‚so lernst Du richtig sehen. Das kommt auch mir zustatten; Du siehst damit auch für mich.‘“

In den folgenden Zeiten und für Jahre hinaus ist Betsy die einzige, die allzeit an ihren Bruder glaubt, die einzige auch, der er all seine Poesien vorliest, selbst wenn er dieselben bald darauf verbrennt, die einzige, welche Freud und Leid stets getreulich mit dem Bruder teilt, die in seine Bücher einblicken darf und die bald erstarkenden, bald schwindenden Gestalten seiner Phantasie. Der Mutter gegenüber hält sie dem Untätigen, oft irre Gehenden, immer die Stange, und diese, die schliesslich am Sohne verzweifelt, ist herzensfroh, ihn der getreuen Schwester überlassen zu können. Wie sehr auch Frau Meyer an Betsy

hing, erwies sich, als diese aus Lausanne vom Besuche ihres Bruders zurückkehrte. Da hatte die Mutter „Tage und Stunden gezählt, bis ihr ‚Liebstes unter Sonne, Mond und Sternen' wieder heimkehrte. Sie nannte sie ihr liebes Götzchen, sie wusste ihre Briefe fast auswendig, sie sah an ihr hinauf, wie sie einmal schrieb. Kurz nach Betsys Abreise meldete sie: ‚Wir (d. h. sie und der Imbezille) reden in einem fort von Dir und stellen Deine Tasse aufs Teebrett, als ob Du nicht fort wärest. ‚Betsy' sagen wir stehend und gehend, wachend und schlafend.'" Und auch die Freundinnen in der Ferne wussten ihre Tugend nicht genug zu rühmen, die eine Genferin so formulierte: „Mademoiselle Betsy ne pense jamais à elle, mais toujours aux autres."

Den Tod ihrer Mutter hat Betsy ungemein schwer verwunden. Als nach diesem Schlage die Geschwister eine Italienreise planten, widersetzte sich Dr. Borrel derselben, weil sie „beide, die sich angegriffen fühlten, nicht erfrischen und aufrichten, sondern geradezu schädigen würden, zumal die Schwester, die an und für sich ‚nicht fürs Wandern und nicht für Wirtshäuser' geschaffen war, sich nur sehr langsam von dem schrecklichen Schlage erholte und immer nach der Gruft der so jäh geschiedenen Mutter zurückverlangte." Mit der Mutter, der sie eine Stütze sein konnte, hatte Betsy auch ihren Lebensinhalt zur Hälfte verloren, und als vollends der Bruder einen jahrelangen Aufenthalt in der Fremde beschloss und bald auch antrat, da „konnte sich die Schwester, einmal von ihm getrennt, nicht darein ergeben, ein mehr oder minder untätiges Leben zu führen, vor dessen Leerheit oder doch ungenügender Fülle und, wie ihr schien, ungenügendem Nutzen ihr schauderte. Schon in Préfargier hatte sie sich gelobt, sowie auch das äussere Versprechen abgelegt, Krankenpflegerin zu werden, und tat nun nach Konrads Abreise die erforderlichen Schritte zur Verwirklichung dieses Vorhabens". Und es lag nur am Bruder, dass ihre Absicht damals noch nicht zur Verwirklichung kam. Er schrieb von Paris die zärtlichsten Briefe, ja einmal sogar direkt die Worte: „Du bist ja alles, was mir bleibt, meine ganze Habe in der Liebe!" Als er dann in der Seinestadt erkrankte und seinen Aufenthalt abbrechen musste, „entschied sie sich für den zu sorgen, der ihrem Herzen und Geblüt am nächsten stand. Erst beinahe zwei Jahrzehnte später, als ihm in der zärtlich sorgenden Gattin eine Nachfolgerin für die Schwester geworden, nahm sie den alten, lang gehegten Gedanken wieder auf und widmete ihre Kräfte der Nächstenliebe."

Seit dem Tode der Mutter regiert die Reisesucht Konrads Leben. Doch in seiner ewigen Ruhelosigkeit stand allzeit schützend wie der leibhafte Vater, dem sie nachgeriet und -geraten wollte, die edle Schwester an seiner Seite. In einem späteren Gedichte an diese, das er bezeichnend

„Ohne Datum“ nennt, welches also für alle Zeiten zutreffend, apostrophiert er Betsy:

„Zu ruhn ist mir versagt, es treibt mich fort,
Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in Deiner Treue!
Sie ist die alte wie die ewig neue,
Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut,
Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens,
Sie ist der Segen, der beständig ruht,
Auf allen Augenblicken meines Lebens.“

Die erste italienische Reise. Vergebliches Tasten nach einem Berufe. Das Werden des Dichters.

Über Hals und Kopf, erzählte ich oben, waren die Geschwister dem Lande der Sonne zugewandert, der alten Sehnsucht unseres Dichters. Wie hat nur dieser einmal gesungen:

„Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzes Sonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.
Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort.“

Zu wandern ist sein Herz verdammt und war es fortab ein ganzes Leben. Wo aber hätte seinem ewigen Veränderungstrieb und dem unablässigen Assoziationshunger er besser und reicher genügen können, als in der alten Siebenhügelstadt Rom mit ihren zahllosen gewaltigen Eindrücken und der unerschöpflichen Verknüpfungsmöglichkeit. „Wie gross und entscheidend die Eindrücke waren, die K. F. Meyer während seines nicht viel über zwei Frühlingsmonate dauernden Aufenthaltes in Rom empfing, wie voll von Ideen, künstlerischen Stoffen, Anregungen jeder Art er nach Hause kehrte, lässt sich nicht beschreiben“, überliefert uns Betsy. „Wenigstens getraue ich mich nicht, es zu versuchen, sowenig als seine täglichen Wanderungen und Fahrten zu erzählen. Immer schien die Sonne, ewig blau erschien uns der römische Himmel. Nicht ein einziges Mal zogen sich während jener acht Wochen die Wolken zu einer Regendecke zusammen.... Jeden Morgen in der Frühe machte sich Konrad auf die Wanderung nach Kirchen und Tempeln, Ruinen und Gemäldegalerien, Gräbern und Villen, ganz nach eigenem Gutdünken und Plan. Oder wir fuhren in einem kleinen Einspänner hinaus in die Campagna. Mein Bruder wanderte überall auf altbekanntem und doch für

ihn so wunderbar neuem Boden. Wo sein Fuss hintrat, standen Gestalten der klassischen Vergangenheit vor ihm auf oder traten ihm die historischen Erinnerungen aus dem mittelalterlichen Rom und der Geschichte der Päpste entgegen. Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die grau in grau gezeichneten, in grossen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe. Nicht dass er als fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluss zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies herrliche Ziel vor sich."

Es drängt sich hier wohl einem jeden Gebildeten die Analogie auf mit Goethes erster italienischer Reise. Wie diesen hat auch Meyer sehr früh die Sehnsucht nach Italien gepackt, die Sehnsucht zumal nach der alten Roma. Beide sind während ihres Aufenthaltes von ganz besonderem Wetterglück begünstigt, beide saugen sich satt und gesund an den unendlichen grossen Eindrücken. Und beide endlich zehren ein ganzes fürderes Leben an dieser Reise.

Von Rom aus ging es über Florenz, Livorno, Pisa und Genua, nach einem Besuch bei Ricasoli ferner, der so viel Gestalten seiner späteren Muse Pate gestanden, in die Heimat zurück. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich eilt er für diesmal bloss zwei Wochen in seine Berge, wo er wieder die Sorge um die Zukunft wälzt und die Frage der Berufswahl. Und was war des langen Überlegens Ende? Dass er von neuem an — Übersetzungstätigkeit dachte, nur diesmal vom Deutschen ins Französische. Seit dem ersten Aufenthalt in Lausanne, wo er in Vulliemin, dem Freunde seines Vaters, den richtigen Ersatz für diesen gefunden, ist jener Vorsatz zu übersetzen, immer der erste, der sich ihm aufdrängt, wenn er schon gar nichts mehr anzufangen weiss. Das muss eine tiefere Begründung haben, als dass ihn Vulliemin zu solchem Tun drängte. Wir wissen aus der modernen Psychologie, dass nur etwas so dauernd zu bestimmen vermag: bewusste oder unbewusste Erotik. Unser Konrad gehorchte Vulliemin nur darum, weil dieser der Stellvertreter des heissgeliebten Vaters war, und ich habe ausserdem noch den Verdacht, dass weiters die Liebe zur Mutter mitspielt, die wohl auch ihren kleinen Jungen zu ähnlichen Übersetzungen aus ihrem geliebten Französisch anhielt.

Dazumal also wollte unser Dichter deutsche Werke ins Französische übertragen, darunter auch Mommsens „Römische Geschichte". Ich sage „unser Dichter", denn dieser begann sich damals zu regen und wälzte Pläne, Dramen zu schreiben aus historischem Stoff. Zur Ausführung freilich gelangten von poetischen Werken nur die Dichtung „Engelberg" und zwei kleinere Gedichte. Im Frühjahr 1860 floh er zum

dritten und letzten Mal in die französische Schweiz, nachdem eine unglückliche Herzensgeschichte, sowie der Stadtklatsch über seine Stellenlosigkeit ihn aus der Heimat vertrieben hatten. Die erstere war dem Schwerbelasteten so nahe gegangen, dass ihn zwei Monate später noch „eine Initiale bewegen“ konnte und er der Schwester nach Hause schrieb: „Wahrhaftig, es stand wieder, mehr als jemand wusste, mit mir auf dem Äussersten. Es weiss es niemand, welche Höllenqualen mir die Spannung, das Schwanken gemacht hat.“ Seine Pläne für die Zukunft sind aber genau so haltlos wie immer: Privatdozent zu werden für französische Sprache und Literatur oder — als Übersetzer durchzudringen. Und weil ihm als einen Schwerbelasteten zu ernster wissenschaftlicher Tätigkeit so gut wie etwa alles fehlte, zumal die Ausdauer und regelmässiger Arbeitswille, drum warf sich sein Eifer auf das nächste Beste, was natürlich das Allerunpraktischeste war, er begann auf einmal — die Apostelgeschichte zu studieren. In den Briefen freilich an Schwester Betsy findet er seiner platten Unfähigkeit zur Konzentration und steter Arbeit die schönste, wortreichste Entschuldigung: „Mein Herz begehrt Ruhe und mein Geist Selbständigkeit. Auch der beste und liebste Einfluss würde mich jetzt nur stören. Ich bin ganz durchdrungen von dem Gefühl, meiner Individualität endlich einmal ihren freien und natürlichen Wuchs zu gönnen nach allen den erbärmlichen Spalieren, an denen sie sich hingewunden hat. Ich habe nun das Ruder ergriffen und das Ziel im Auge; es gilt, mein letztes Teilchen Kraft anzustrengen“.

Da Konrad Ferdinand Meyer nachher ein so bedeutender Poet geworden, sind die Lebensbeschreiber natürlich geneigt, in jener Unfähigkeit des Schwerbelasteten das Werden und Sich-fühlen des Dichters zu schauen. Ich glaube mit Unrecht. Wir müssen unterscheiden zwischen dem, was an Meyer untermenschlich ist und dem, was ihn zum Poeten weihte. Hinterdrein ist man allzu leicht versucht, die Schwächen des Dichters, der es erreichte, als unerlässliche Werdemängel zu beschönen, ohne zu bedenken, dass Minderentwickelung auf der einen Seite sich sehr gut vereint mit Überentwickelung in anderer Richtung. Hätte Konrad Meyer das Plus an Grosshirn nicht mitbekommen, welches ihn zum grossen Poeten machte, er wäre zeitlebens ein Taugenichts geblieben in des Wortes ganz buchstäblicher Bedeutung, d. h. der Schwerbelastete in ihm hätte zu gar keinem ernsten Berufe getaugt. Dass er dennoch zum Schlusse so hoch steigen konnte, dankt er dem Beisatz von Genialität, der ihm obendrein worden, nebst seinen glücklichen äusseren Umständen. Nur halte man das Unter- und Übermenschliche scharf auseinander und beschöne das erstere nicht etwa als unumgängliche Vorstufe der späteren Entwickelung zum grossen Poeten.

Immerhin kam damals der Dichter doch insofern zum Durchbruch,

als es Konrad gelang, just hundert Gedichte für einen Verleger zusammenzustellen, allerdings so vergeblich wie das Jahr darauf für das „Stuttgarter Morgenblatt". Der praktische Wert jenes ersten Versuches war freilich so gering, dass der grösste Teil später von Meyer selber verworfen wurde, der Rest nur in gänzlich geänderter Form zum Drucke gelangte.

Vom Dichter Meyer. Die Belastungssymptome der Mannesjahre. Die Schwester als Schutzengel.

Schon 39 Jahre zählte der Dichter und hatte der Welt noch immer nichts gegeben, was zu jenem Ehrentitel berechtigt. Da erschien im Jahre 1864 ein dünnes Bändchen, „20 Balladen von einem Schweizer" benannt, welches Konrad Meyer sogar in Zürich eine „wohlwollende, zum Teil mit Staunen gemischte Beachtung erzwang". „Wiewohl das Balladenbüchlein nicht dazu berufen war, in die Breite des literarischen Deutschland zu wirken, so bedeutete es doch für den Dichter innerhalb seiner engeren heimatlichen Kreise geradezu eine Auferstehung. Freunde und Bekannte rieben sich verwundert die Stirn und gestanden unumwunden derartiges dem Verfasser nicht zugetraut, vor allem die zu solchen Schöpfungen unerlässliche Konzentration hinter dem anscheinend immer etwas Zerfahrenen nicht gesucht zu haben". „Er war mit einem Male in den Augen seiner Mitbürger aus einer Null zu einer Grösse, wennschon von unbestimmtem Werte emporgestiegen: die quälende Missachtung hatte ein Ende". Wie aber war Meyer, der Stolze und Spröde, zu dieser Energie der Tat gekommen? Hier war es wiederum Betsy gewesen, deren ganzes Dasein Aufopferung war und Sorge für den Bruder oder andere Lieben. Während alle an ihm zweifelten, war sie von seinem Werte überzeugt, nicht so sehr, weil sie etwa so früh den Dichter in ihm erschaute, sondern weil sie in all seiner Poesie nur den Bruder sah, den zufrieden und glücklich zu machen ihr Sehnen. Ward Konrad allein als Dichter selig, dann war er's von vornherein in ihren Augen. Als sie ihm von dem Glücke eines lange verkannten Doktors schrieb, der mit 60 Jahren durch Dante-Vorträge und einen angehängten Romanzenzyklus zur Berühmtheit emporstieg, verfehlt sie doch nicht hinzuzusetzen: „Sieh, lieber Konrad, da scheint mir Deine Poesie hundertmal wahrer gesunder und schöner in ihrer schweizerischen Kraft und Einfachheit. Oder bist Du's, den ich unter den Versen sehe, bist Du's, den die anderen nicht also kennen und lieben können?" Da Meyer nach seinem zwiefachen Missgeschick bei den Verlegern sich stolz und spröde in sich verschloss, lag sie dem Bruder immer wieder an, sich einen neuen Verleger zu suchen. Und als er auf sie nicht hören will, fasst sie sich ein Herz, packt seine Gedichte sämtlich zusammen und trägt sie zu

Pfitzers mit dem festen Vorsatz, Zürich nicht eher wieder zu betreten, als bis sie einen Verleger gefunden. Einer solch aufopfernden Schwesterliebe gelang es schliesslich, die Sache für den Bruder ins Reine zu bringen.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Damit sich Konrad Ferdinand Meyer zum grossen Poeten durchringen konnte, musste erstens die Mutter ihm genommen werden, mit den Liebesopfern, die er stets von ihr heischte; er musste ferner nach aussen materiell ganz freigestellt werden, die Belastung schadlos ausleben zu können; und zum dritten musste die Schwester sich opfern, durch ihre Liebe und allzeit bereite Selbstlosigkeit den Dichter erlösen in dem Hereditarier. Wenn auch die abnorm späte Geistesentwickelung gleich der allzufrühen ein Belastungssymptom darstellt, wie es z. B. in reiner Form der Onkel unseres Dichters bot, so sind in unserem speziellen Falle neben diesem Faktor, dessen Anteil gar nicht geleugnet werden soll, noch die erotischen Momente bestimmend, die ich im Obigen klarstellen konnte.

Ich darf mich jetzt, da ich die Elemente in Meyers Entwickelung blossgelegt habe, weit kürzer fassen, als bisher geschehen. Nun die Wehr entfernt, die die Wasser staute, quillt seine poetische Ader fort, ob's auch noch Jahre des Zuwartens braucht', ehe er entsprechend berühmt geworden. Die Jahre, welche er bis zur Gründung eines eigenen Herdes an der Seite des schwesterlichen Schutzengels lebte — die kluge Frau Escher hatte einmal diese Geschwister-Wirtschaft mit der eines katholischen Pfarrers verglichen und seiner Haushälterin — weisen eine Anzahl Belastungssymptome in Reinkultur auf. Vor allem wieder die altbekannte Wandersucht Meyers, der er nunmehr stärker als jemals frönte, wobei, wie mich dünkt, auch das erotische Moment nicht fehlt, unbeschadet natürlich der schweren Belastung. Schon den kleinen Knaben hatte der Vater zu den Sonntagsspaziergängen mitgenommen, die ihn bald auf den Albis, bald auf den Gottschalkenberg usw. führten. Diese Wege blieben dem Dichter unvergesslich. Noch im hohen Alter erzählte er davon mit leuchtenden Augen. Vom neunten Jahre ab zieht er mit dem Vater fast jeden Sonntag in die Alpen, im elften bestiegen sie miteinander die obere Sandalp „an einem strahlend hellen Tage, den Konrad damals als den glücklichsten seines Lebens bezeichnete“. Noch im Jahre 1866 bekam der Dichter „plötzlich eine Art von Heimweh nach dem Lande der Grisonen, das er einst, das Ränzchen auf dem Rücken, an der Seite des Vaters durchwandert, seit den Knabentagen aber nicht mehr gesehen hatte. Ein Wirtshaus in Silva Plana stand deutlich wieder vor seinem Blick mit steinerner, geländerloser Freitreppe und einem steinernen Saale, worin der Wirt obenan zu Tische sass, patriarchalisch und wohlwollend, eher wie ein väterlicher Gastfreund als wie ein berufsmässiger Herbergsvater“. Eine ganz bezeichnende Erinnerung.

Nicht nur, dass ihn ein Verlangen wieder packt, die Lustgefühle nochmals zu erleben, die er damals an Vaters Seite empfunden, am deutlichsten steht die Tafel vor seinem geistigen Aug', wo der Wirt wie ein väterlicher Gastfreund gewaltet.

Schon als Jüngling in der traurigsten Zeit seines Lebens war er ein „unermüdlicher Fusswandrer“, die Berge seiner Heimat sein stetes Sehnen und sein höchstes Glück. „Nicht dass er ein regelrechter Bergsteiger gewesen wäre, wie es heute etwa die verdienstvollen Mitglieder eines Alpenklubs sind. Unvorsichtig und willkürlich, am liebsten führerlos, machte er zu jener Zeit seine Bergfahrten, von denen er immer mit beschädigten Schuhen und zerrissenen Kleidern, aber heil und gesund zurückkehrte.“ Wir finden diesen Hang zu rastlosem Bergwandern bei überaus vielen Schwerbelasteten, weil nicht bloss der Assoziationswiderwille hier leicht auf seine Rechnung kommt, sondern obendrein die Bergluft den geborenen Neuropathen mit seiner kranken Gehirnanlage wohltätig beeinflusst. Doch am lockendsten bleibt die willkommene Möglichkeit zu stündlicher und täglicher Neuanknüpfung. Man lese nur die plastischen Schilderungen Betsys der gemeinsamen Wanderungen mit ihrem Bruder. Wie fühlte er sich wohl bei dem täglich wechselnden Reiseumgang, wie ergötzten ihn flüchtige, nur vorüberziehende Begegnungen, denen er doch ein gut Teil Menschenkenntnis dankt. „Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen, lag ihm ferne. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust,“ berichtet die Schwester. „Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden . . . ‚Ihr reist recht wie die Studenten,‘ bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstosses hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechslungsreicher und genussvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm den Ertrag boten, dessen er gerade bedurfte.“ Nur allzu besucht mussten sie nicht werden. So gab er z. B. seine langjährige Sommerstation im Oberengadin auf, als der Fremdenverkehr für sein Bedürfnis nach Stille zu lebhaft geworden.

Dies Bedürfnis nach Ruhe und möglichster Stille offenbart ein anderes Belastungsstigma: Die besondere Reizbarkeit, das masslos Heftige und darum so leicht auch Erschütterbare all seines Empfindens. „Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er hefttige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten so gut er konnte von sich

ab. Er schätzte und bewunderte bewusst leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. ... Starken Konflikten — ‚Szenen', wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger und Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist."

Diese Überfeinheit, die Überreizbarkeit des Empfindens sublimiert sich im Dichter teilweise zu künstlerischen Fähigkeiten. Auch war sie, wie Betsy uns überliefert, bereits an dem Jüngling deutlich zu schauen und von seiner Mutter überkommen. „Neben dem rastlosen Gedankenflug war meinem Bruder noch eine zweite künstlerische Anlage zuteil geworden, ein Erbstück seiner Mutter, das er aber noch nicht wie sie in ihrer zarten Weise, erheiternd und tröstend, anderen und sich selber zugute kommen liess, sondern als scharfes Werkzeug gegen sich selbst wandte zur eigenen Qual. Er hatte wie sie, ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoss. In jener Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln, konnte er durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden. Diesem seelischen Organ entsprach ein Gehörsinn, dessen Schärfe ihn peinigte."

Hier sei auch noch die Erklärung gegeben für ein Phänomen, das schon in der Kindheit des Dichters zu finden, um dann ein Leben lang fortzudauern; dass nämlich „schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten." Die anfängliche Un- oder Unterempfindlichkeit ist einfach Abwehr der masslos heftig empfindenden Psyche, die den schmerzlichen Eindruck aus Selbsterhaltung sofort ins Unbewusste unterdrückt und womöglich gar nicht bewusst werden liesse. Im Unbewussten aber wird wieder dem Peinlichen Verstärkung zugeführt von früheren mächtigen Unlustaffekten, die nicht voll zum Abreagieren gelangten; von Unmut z. B. und unbefriedigten Rachewünschen, die das Kind nicht laut werden lassen durfte, weil dies die Mutter nie geduldet hätte, von Verdruss und Ärger, wie er keinem Menschen jemals erspart wird, hier aber darum unsterblich blieb, weil er mit Erotik, mit geliebten Personen unlösbar verknüpft war. Drum wirkten schmerz-

liche Ereignisse nicht gleich, vielmehr erst nach längerer oder kürzerer Weile, dafür jedoch um so mächtiger dann, weil verstärkt durch alte, noch nicht erloschene, erlöste Affekte.

Wenn mit dem ersten Erfolg der Balladen auch das Eis gebrochen, die poetische Ader zu quillen begann, so währte es gleichwohl noch Jahre der Sammlung, bis sie in breiterem Strome rann. 1864 erschienen die Balladen, das nächste Bändchen unseres Dichters die „Romanzen und Bilder“ erst Ende 1869, „Huttens letzte Tage“ 1871. Der Dichter war 45 Jahre alt geworden, eh' er in den „Romanzen und Bildern“ mit seinem Namen vor die Lesewelt trat. Eine strenge, anhaltende Arbeit zu leisten, auch im Dienst Apolls, war ihm nicht gegeben, sie führte sehr leicht zu schwerer Schädigung seines Nervensystems (Frey). Dass er damals überhaupt etwas förderte, dankte er der Schwester, die Einblick in alle Entwürfe erhielt und mit der er jegliche Zeile besprach, eh' er sich zum Niederschreiben anschickte. Sie war's, die stets in den Bruder drang, ihn zu rascherer Fortführung seiner Arbeiten, zur Vollendung des einmal Begonnenen ermuntert. Nur wenn sie bisweilen gar zu dringlich geworden, liess Konrad Haupt und Arme sinken und ward still und traurig, so sehr er die gute Absicht empfand. Er war ja auch wirklich nicht untätig zu heissen. Es entstanden damals „eine ansehnliche Reihe von Gedichten, die Balladen und die alten Konzepte wurden stets von neuem umgemodelt und umgeschmolzen, der Jenatsch wuchs, wenn auch langsam und nicht, ohne sich unter der bildenden Hand immer wieder zu ändern und zu verjüngen. Allein es gedieh nichts zum wirklichen Abschluss, und schien etwas fertig, so entsprach es nur zu bald den unmerklich sich wendenden und sich steigernden Forderungen des rastlos formenden und überdenkenden Dichters nicht mehr, so dass, je mehr er arbeitete, Arbeit und Aufgaben sich türmten. Und bei der Fülle des Unvollendeten, des Unerledigten und des neu Ersonnenen verdrängte ein grosser Plan den andern in banger, eifersüchtiger Hast aus der Gunst und Stimmung des Poeten. Angesichts des sich häufenden und doch nicht bezwungenen Stoffes konnten gelegentliche Rückfälle in den früheren Kleinmut und die melancholischen Selbstbetrachtungen nicht ausbleiben.“ Bereits von dem erst wollenden und beginnenden Jüngling hat Frey die schönen Worte gesagt: „Eine ausserordentlich späte Entwickelung, welche die ersten Früchte in einem Alter reifen sah, wo viele andere schon die reichsten Gaben eingeheimst haben, am Selbstgeschaffenen so lange Duft und Zauber des Individuellen entbehren und es darum als minderwertig zurücklegen zu müssen, das war sein Schmerz, sein Schicksal. Dennoch wagte seine spannkräftige Natur durch alle Entmutigungen hindurch immer wieder auf jene Tage zu hoffen, wo das Können und Wollen einander die Hand reichen würden. Und dieses Hoffen trog ihn nicht“. Auch jetzt noch war es mehr Hoffen

auf eine reiche Zukunft als volle Erfüllung. Dieselbe ward ihm aus Gründen, die ich später zusammenfassen will, erst in der Ehe, in welche die Schwester ihn endlich hineintrieb.

Es erübrigt nur noch, deren Rolle genauer zu präzisieren, die sie beim Schaffen des Bruders spielt. Mit der stillen Bescheidenheit, die sich allzeit ohne viel Worte opfert, erzählt sie uns davon in ihren Erinnerungen an Konrad Meyer: „Worin bestand denn die Hilfe, die ich meinem Bruder bei seiner Arbeit leisten konnte? Ich habe sie immer sehr gering angeschlagen. Es war eine zum guten Teil unbewusste, ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich musste. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literarische Betätigung, es war im Grunde nichts anderes, als unsere treue, geschwisterliche Gesinnung, unser Zusammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienst, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben so und musste so sein und blieb sich immer und in allen Verhältnissen gleich... Wir hatten dieselben Interessen und nichts vor einander zu verbergen. Stets behielt mein Bruder die Übersicht auch meines ganzen Gebietes, bereicherte damit seine Ausschau und zog seiner Phantasie die festen Horizontlinien. Mein Verständnis gab ihm, scheint mir, den mittleren Massstab dessen, was er dem Publikum zumuten dürfe. So gewöhnte er sich daran, alles, was er schuf, mir vorzulesen. Und da ihn die mechanische Übung des Schreibens bei seiner Kurzsichtigkeit, seinem hohen Wuchs und seiner nicht zu sitzender Lebensart eingerichteten bewegungsbedürftigen Natur mehr ermüdete als mich, so zog er es vor, in seinem grossen Zimmer auf und niedergehend, das Blatt mit seinen Notizen in der Hand oder im Freien seine Zigarre rauchend, zu improvisieren und mich das Gehörte mit der Feder fixieren zu lassen. Dass er dabei hie und da die Frage tat: ‚Was meinst du dazu?‘ ist natürlich ohne Belang. Unaufhaltsam eilte sein Gedanke vorwärts. Da mag es sein, dass ich ihn zuweilen durch eine Frage veranlasste, seine Gestalten etwas länger und näher ins Auge zu fassen. Er stand bei ihnen still und stellte mir sie vor, damit ich mit ihnen bekannt werde. Vielleicht gewannen sie dabei für ihn selber an Boden und Bestimmtheit. Später erreichte er dasselbe in höherem Masse, indem er sie sprechen liess, seinen Stoff dramatisch gestaltete. So schrieb ich mit ihm und für ihn. Was aber seine poetische Gestaltungskraft selbst betrifft, so stand ich mit immer neuer Überraschung vor dem Wunder einer jeden seiner neuen Schöpfungen.... Geschah es einmal, dass mir nach ein paar Stunden eine gewisse Ermattung seines Gedankens fühlbar wurde, so konnte ich wohl sagen: ‚Halt ein! Du bist müde. Das ist nicht mehr auf deiner Höhe: das hätte am Ende sogar ich zustande gebracht‘. Dann erschrak er und ruhte aus. Oder ich sagte: Hier schwanken die Linien! Du weisst, Brüderchen, ich bin vom

Zeichnen her an Lineal und Winkelmass gewöhnt'. Dann meinte er: ‚Rüttle nur: Um das, was du mir einreissen kannst, ist's nicht schade'. In der nächsten Morgenfrühe gestaltete er dann das Werk mit erneuter Kraft um. Er korrigierte nicht im einzelnen. Es entstand etwas Neues, oft etwas ganz Umgeschaffenes. Sein gewolltes Ziel erreichte er gewöhnlich in zwei Schwüngen, selten auf den ersten Wurf. So weit, so wenig weit ging die schwesterliche Mitarbeit und Kritik."

So bescheiden all diese Worte gesetzt sind, sie lassen den Kundigen doch zweifellos erraten, wie wertvoll eine solche liebend-verstehende Mitarbeiterin dem Bruder geworden. Als schon die Schatten der Psychose ihn bedrängten und er nur eine einzige Sorge hatte, seine „Angela Borgia" zu vollenden, da tritt selbst die eigene Gattin zurück und er schreibt um die Schwester: „Du weisst ja, nicht doppelt, nein, zehnmal leichter wird mir die Arbeit, wenn ich dir diktieren kann. Du verstehst mich von alters her". Als nach seiner Verheiratung die Schwester wegzog, da „lastete zuweilen die künstlerische Vereinsamung auf ihm". „Vae soli" schrieb er einmal an Frey, als er diesem ein frisch entstandenes Gedicht zur Meinungsäusserung zusandte. Die ersten Kilchberger Jahre jedoch fuhr er noch „fast allwöchentlich über den See zur Schwester, um ihr zu diktieren, was er im Kopfe gerüstet, oder aufs Papier geworfen hatte". Erst als sich diese Fahrten auf die Dauer als untunlich erwiesen hatten, übertrug er die Sekretärdienste einem Verwandten, der ihm freilich das Gefühl der künstlerischen Vereinsamung so wenig nehmen konnte, als seine so heiss geliebte Gattin.

Die Eheschliessung und ihr Einfluss auf den Dichter. Sein Charakterbild nach Adolf Frey.

Noch einen letzten, den grössten Dienst erwies ihm die Schwester, indem sie ihren Bruder, der als richtiges Muttersöhnchen allzeit geleitet und geschoben werden musste, zum Schluss noch verheiratet. So behaglich und zufrieden er nach aussen lebte, erwog doch Betsy in mancher kummervollen Stunde, dass Konrad fast 50 Jahre zähle und sein Haar ergraue. „Es entging ihr keineswegs, wie seine Beweglichkeit und insonderheit seine geistige Spannkraft in etwas nachzulassen, wie er trotz seiner vielen Pläne und seiner gesteigerten Kunst an Arbeitsmut und Frische einzubüssen begann, so dass seine Flüge sich verlangsamten. Argwöhnend, er möchte allmählich wieder dem trüben Wesen der früheren Zeiten anheimfallen, suchte sie das Heilmittel und den Jungbrunn gegen die drohende Misswende in einer glücklichen Heirat. Wie leicht konnte der entscheidende Augenblick zum Entschluss verträumt und versäumt werden". So erzählt uns Frey, während Betsys „Erinnerungen" das entscheidende Gespräch mit dem Bruder ergänzen: „Du solltest ein

eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung", dringt sie in ihn. „Du isolierst dich zu stark. Deine geselligen Beziehungen genügen dir nicht, weil du im Grunde keine gesellige, sondern eine Familiennatur bist.... Du solltest dich verheiraten". Der Bruder erhebt nur schwache Einwendungen: „Weisst Du auch, was Du sagst und wünschest? In meinem Alter? In Deinem Alter? Nach so langem und lieben geschwisterlichem Zusammensein! Hast Du die Konsequenzen, die daraus für Dich entstehen, erwogen?" Aber als die Schwester neuerdings betont: „Es ist für Dich eine innere Notwendigkeit zum Gedeihen. Für mich ist bald gesorgt," gesteht ihr auch Konrad, er habe schon gewählt und sei nunmehr entschlossen. „Dies war einer jener Höhepunkte im Leben meines Bruders", fährt Betsy fort, „auf die er mit innerer Ehrfurcht, wie auf die Entscheidung einer höheren Schicksalsmacht zurückschaute. Die Folgen dieser Stunde waren unabsehbare, aber der Entschluss führte zum Glück. Es begannen mit ihm für den Dichter Jahre verdoppelten Lebens und erhöhten Daseins".

Ist nun Betsys Vorgehen nichts anderes als das typische Verhalten der meisten Frauen, die, weil die Liebe im Mittelpunkte ihres Daseins steht, ein solches ohne weiteres auch beim Manne voraussetzen? Oder lag eine tiefere Erkenntnis zugrunde? Ich meine, wenn Betsy es auch nicht ganz klar und bewusst erfühlt, im unbewussten hat sie genaueste Kenntnis, was dem Bruder nottut. Sie hatte nicht umsonst seit Jahren die Rolle der Mutter übernommen oder richtiger gesagt, die der Mutter und des Vaters zusammen. Nur durch ihre selbstlose Aufopferung war es möglich geworden, dass in Meyer der Dichter erwachen konnte, und weil ihm die Schwester jene Liebe bot, welche er bei der Mutter vergeblich gesucht hatte. Bloss eines vermochte sie nimmer zu geben, Erfüllung jener erotischen Phantasien, die auch dem besten Kinde nicht mangeln, der sexuellen Wünsche auf seine Mutter. Da musste ein anderes Weib eintreten, was die Schwester mit den Worten umkleidet: „Du brauchst ein Heim, Du bist im Grunde eine Familiennatur". D. h. sie fühlte mit ihrem untrüglichen Liebesinstinkt: ihm fehlt noch das Weib. Des weitern aber auch, kein anderer könne ihn zum Heiraten bringen, als nur sie allein, beziehungsweise die Mutter in ihr. Erst wenn diese Erlaubnis zur Hochzeit gab, mit der Stellvertreterin einverstanden sich erklärte, war unser Dichter zu freien fähig und, was an Können in seiner Seele lag, zur Entfaltung zu bringen. Geliebt hatte Konrad schon mehrere Male, ohne dass es je Ernst geworden wäre. Mitunter erfuhr nicht einmal der Gegenstand seiner Neigung etwas davon, wie damals, als er mit 28 Jahren seine Augen auf ein vornehmes Fräulein warf. Er trug sich mit der Hoffnung auf Gegenliebe, wie er in seiner Offenheit der Mutter und Schwester anvertraute. Der Mutter schien solches direkt ein Zeugnis von Geisteskrankheit und sie verwies

ihm auch seine Torheit mit strengen Worten. Dann hatte Mathilde Escher wiederholt ihn zu versorgen getrachtet, doch immer umsonst. War doch die Rolle der Mutter bereits einer anderen vergeben, der Schwester Betsy, die fortab sein Los in ihren Händen trug. Selbst sie aber hatte diese Macht nicht sofort, denn als sie bald nach dem Tode der Mutter ihm mit Heiratsplänen kam, schrieb er aus Paris: „Häusliches Leben ist freilich das beste und in meinen Jahren die Regel, aber es will mit Ehre und Freude begonnen sein. Überdies muss man sein Herz nicht daran hängen, weil es ja wohl möglich ist, dass die ewige Güte es anders gefügt hat“.

Damals jedoch gelang ihre Absicht, und wie sich bald zeigte, mit äusserstem Erfolg. Man braucht nur die Liebesbriefe zu lesen, die Langmesser uns in Auszügen überliefert, und was noch Frey aus eigener späterer Beobachtung mitteilt. Kurz nach der Verlobung gesteht er Luisen: „Ich kann nicht mit Worten sagen, wie ich dich liebe. Ich kann Tag und Nacht nur an dich denken“. „Nie hätte ich geglaubt, dass ein Mensch von einem Menschenkind so gepackt, eingenommen und vollständig erobert werden könne“. Und als er vom Rigi einen herrlichen Sonnenaufgang beschreibt und das grosse, stille Leuchten der Firnen, ermangelt er nicht hinzuzusetzen: „Kind, wäre ich die Sonne, ich wäre im Gedanken an dich feuriger aufgegangen“. Nun wird man sagen: „das ist der Stil wohl jedes Liebhabers, nur, weil eines Dichters, tiefer gesagt“. Aber der so schrieb, war kein sehnender Jüngling voll eselhaften Überschwanges, vielmehr ein Mann von 50 Jahren, auf der absteigenden Hälfte des Lebens also, und doch nicht so alt, um verzückt zu sein, dass ihn überhaupt noch ein Weib begehre. Und was vielleicht am beweisendsten wiegt, seiner Dichtkunst entquoll jetzt ein frischer Born, dem Gedankenschweren eine Fülle Liebeslieder so durchaus männlich kraftvollen Klanges, dass selber ein derart sparsamer Lober wie Gottfried Keller urteilen musste: „Es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen“.

Als Frey im Anfange seiner Bekanntschaft dem Dichter auf der Strasse begegnet, erklärt dieser strahlend: „Ich bin mit Gott und der Welt zufrieden“. Und Frey fährt fort: „Er sah wirklich wie ein Geborgener, wie ein Glücklicher aus, er gemahnte mich an einen Seefahrer, der, lange verstürmt und verschlagen, den ersehnten Hafen endlich erreicht hat. Jetzt blühte ihm alles zugleich: gesteigerte Dichterkraft, gefestigte Gesundheit, der täglich sich ausbreitende Ruhm, gesegnetes Familienleben, völlige Unabhängigkeit nach aussen“. Seine Luise schuf ihm ein behagliches Heim, durch seine Liebe beglückt, wie er sie beglückte. Nach Kräften jeden Stein aus seinem Wege räumend und womöglich alle Hemmnisse entfernend, hütete sie sein Behagen und seine Gesundheit sorgfältig und konsequent, indem sie namentlich auf ge-

nügende Erholung für ihn Bedacht nahm und ihn womöglich stets vor dem Eintreten der Erschöpfung, welcher er sich im Arbeitseifer leicht aussetzte, abzubrechen veranlasste. „Möglicherweise wäre er ohne ihre sorgliche Pflege der Kunst früher entrissen worden, als es geschah". Ganz ähnlich weiss Langmesser zu berichten: „Was Frau Luise seinen Augen ablesen konnte, tat sie, wie nur Liebe es tut. Alles Störende suchte sie von ihm fern zu halten. Ihre Nachsicht ging so weit, dass sie oft das Mittagsessen, das auf 1 Uhr gerüstet war, um eine oder zwei Stunden hinausschob, dem Wunsche des Dichters nachgebend, der einen angesponnenen Faden nicht gern abbrechen wollte". Einem Besuch gegenüber „charakterisierte er seine Frau als das reine Naturkind, unbewusst in jeder Offenbarung, aber tüchtig, energisch, lebensvoll, mit einem Worte herrlich". Und zu ihr selber pflegte er zu sagen: „Wenn ich nur Dich nicht überleben muss, ich hielte es nicht aus!"

In seiner Luise fand unser Dichter alles beisammen, was er seit der Kindheit von der Mutter ersehnt: ein volles Verständnis, aufopfernde Liebe und schliesslich das Weib. Drum konnte sich jetzt erst völlig entfalten, was bisher an poetischer Kraft gebunden in ihm lag. Selbst das ewige Modeln, Umgiessen und Ändern, dem er früher überhaupt kein Ende fand, liess jetzt doch nach, wenn es auch noch keineswegs ganz aufhörte. Das ist so wenig allein dem Fortschritt seiner Technik zu danken, wie jenes Umformen seiner ausserordentlichen Gewissenhaftigkeit, die möglichst vollendeten Ausdruck erstrebte. Vielmehr steckt dahinter fast unkennbar wieder und Meyer wohl selber ganz unbewusst: erotische Symbolik. Was ihm nie recht war, er anders zu haben stets heiss sich mühte, das war — seine Mutter, nicht seine Verse oder Novellen. Dies klingt natürlich höchst paradox. Drum möchte ich ein Alltagsbeispiel zitieren, das ich Professor Freud verdanke. Wenn eine Frau jeden Hut, jedes Kleid, jedes Pelzwerk zurückträgt, immer wieder umtauscht, nie zufrieden ist mit dem, was sie kaufte, so heisst das nichts anderes, als: sie ist mit ihrem Manne nicht zufrieden (in allerletzter Linie mit ihrem Vater), sie möchte denselben anders haben, was sich in diese Symptomhandlung umsetzt. Da jenes Ummodeln bei Konrad Meyer durch Jahre gewährt hatte, war es nun freilich nicht ganz zu beseitigen, auch nachdem sein Ideal zur Wahrheit geworden. Es trat nur zurück, wie zum Teil bereits unter der Liebe der Schwester. Aus jener Symbolik erklärt sich des weiteren die interessante Beobachtung Freys, dass „das fortwährende Umbilden und Umformen, obwohl es eine mühsame Sache war, für den Dichter einen geheimnisvollen Reiz besass". Nur irrt er völlig, wenn er in bekannter Oberflächenpsychologie dies daraus ableitet, dass „er, der selbst die merkwürdigsten Metamorphosen durchgemacht, darin ein Abbild seiner eigenen inneren

Wandlungen erblickte, von denen er Neues und immer Grösseres und seinem Genius immer Entsprechenderes erhoffte“.

Noch ein wichtiger Punkt sei endlich berührt, der, bis auf die Mutter und alte Kinderwünsche zurückgehend, nicht wenig zum Glücke des Dichters beitrug. „Durch seine Verheiratung, schreibt Schwester Betsy, war K. F. Meyer wieder in die alten Züricher Kreise zurückgetreten, denen er entstammte. Der Dichter kehrte gerne in die altbekannten Verhältnisse zurück. Es lagen im Grunde seiner Natur starke konservative Neigungen. Der alte Stadtzüricher, der in ihm neben dem Dichter weder Zeit noch Raum zur Entwickelung gefunden hatte, fing mit dem Älterwerden an, sich leise und behaglich zu regen. Hätte sich doch Meyer niemals freiwillig von seiner züricherischen Umgebung losgesagt. In den Jugendtagen hatte sein noch unklares, aus verschiedenen geistigen Elementen zusammengesetztes Wesen im Rahmen jener alten Verhältnisse einfach keinen Platz und keine Lebensnahrung gefunden. Und er selbst hatte damals darunter gelitten. Jetzt, da er sein geistiges Gespann fest gezügelt zu führen wusste, befriedigte es ihn, als ein Gereifter den in der Jugend aufgegebenen Posten wieder in allen Ehren zu besetzen. ‚Wie würde, sagte er sich, ‚meine Mutter über mein jetziges spät erlangtes Glück sich gefreut haben! Es hätte ihren Wunsch für mich erfüllt‘“.

Ich kann dies Kapitel nicht schliessen, ohne des Charakterbildes zu gedenken, welches Adolf Frey in seiner klassischen Biographie vom vollgereiften Dichter entwirft und das, von einem Laien verfasst, ein Muster des Schwerbelasteten zeichnet. „Vom Vater dem leidenschaftslosen, vor jedem Sturm, vor jeder Unruhe scheu zurückweichenden, durch die Arbeit vorzeitig erschöpften Manne, von der überzarten Mutter, die schon in ganz jungen Jahren der frühverstorbene Bruder in die Gruft nachzuziehen drohte, die stetig mit erschöpften Nerven zu kämpfen hatte und ihnen schliesslich zum Opfer fiel, von diesen Eltern erbte der Sohn die empfindliche Seele neben Vorzügen des Geistes und des Herzens; aber das nötige Gegengewicht erbte er nicht: die Kraft. Anscheinend mehr als die Umgebung ahnte, schon in Knabenjahren von plötzlich hereinbrechenden Verstimmungen und Ängsten heimgesucht, erlag er diesen im 27. Jahre und fühlte, als er sich wieder erhoben, langehin eine gewisse Gebrochenheit, gegen die er Stütze und Stab im Glauben der Väter suchte und gewann“, genau wie dereinst der eigene Vater... „Die Kinder schwächlicher oder doch neurasthenischer Eltern, wie der Regierungsrat Ferdinand Meyer und Frau Betsy waren, zumal die Kinder aus alten Familien, leiden häufig unter einer Belastung von verhängnisvollem Gepräge: endlose, quälerische Selbstbetrachtung, tausendfältige Reflexion, Mangel an Energie und Lebenskraft, Unentschiedenheit, Scheu vor dem Leben und der Tat, oft Unfähigkeit zur Arbeit. So war

Meyers Anlage im Grunde und daraus erklärt sich seine ungewöhnlich späte, in ihrer Art fast einzige Entwickelung. Er selber schildert die Empfindung jener Zeit der Hemmung und des Gebundenseins:

,Ich war von einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt'.

Er behauptete in seinen autobiographischen Skizzen, der deutsch-französische Krieg habe, indem er das unmerklich gereifte Stammesgefühl des Dichters weckte, endlich die Fesseln seiner Seele gelöst. Die grosse Weltbegebenheit mag unbestritten mitgewirkt haben, aber die eigentliche Ursache der Erlösung kann lediglich auf einer physischen Veränderung beruhen, auf einer physischen Erstarkung. Meyer war eine viel zu wenig impulsive Natur, um durch jene Ereignisse, die ihn ja nicht unmittelbar berührten, so tief und nachhaltig ergriffen zu werden. Gesprächsweise betonte er mehrfach das auffallende Wachstum seines poetischen Vermögens sei lediglich die Folge seiner gesteigerten Körperkraft und Gesundheit gewesen". Tatsächlich zählte er zur Zeit jenes Krieges 45 Jahre, stand also auf der Höhe seiner Kraft und Entwickelung. „Wie sich das nun immer verhalten mag, der gewaltige Zuschuss an Schöpfergaben in seinen späteren Jahren behält etwas Phänomenales, Rätselhaftes, das einer einwandfreien Erklärung nicht minder zu spotten scheint, als es dazu verlockt". Wie diese abnorm späte geistige Entwickelung aus erotischen Motiven zu erklären sei, ward schon oben gesagt. Natürlich ist sie auf der anderen Seite auch Symptom der Belastung.

„Sehr bezeichnend für Meyers späte Entwickelung war der Umstand, dass er erst gegen das vierzigste Lebensjahr einen richtigen Schnurrbart bekam. ,Denke Dir', erzählte er lächelnd der Schwester eines Morgens, ,mir träumte, ich sass in einer Kutsche, hatte eine Frau und einen Schnauz'". Dieser Traum des 40 jährigen Dichters illustriert das Wesen der Träume überhaupt, die nichts anderes darstellen als Wunscherfüllungen[1]). Nur ist als wichtig hervorzuheben, dass bei jedwedem Traume hinter dem durchsichtigen Wunsche der Gegenwart sich ein ganz analoger der Kindheit birgt. Klar infantil ist ja das Verlangen, in einer Kutsche zu fahren und einen Schnurrbart zu haben, desgleichen auch, eine Frau zu besitzen, mit der ein sexuelles Ausleben möglich.

„Seinen Nerven zuliebe verzichtete Meyer in den letzten Jahren auf die Zigarre, gewiss nicht ohne Überwindung, da er sie liebte". Auch sonst war des Dichters Nervensystem infolge der Belastung wenig resistent. „In früheren Jahren arbeitete er lediglich nach Laune und Stimmung. Dazumal erwachte seine schöpferische Lust zugleich mit dem ersten Lenzhauchen und hielt ihn während des Frühlings ineinemfort irgendwie

[1]) S. Sigm. Freud: „Die Traumdeutung", Deutike 1900, besonders S. 85 ff.

in Atem und Feuer. Aber mit der steigenden Wärme übermochte ihn körperliche und geistige Erschlaffung und trieb ihn in die frischere Luft der Bergweiden, Felshäupter und Firnen empor. Erst später, als er den mutmasslichen Vorrat seiner Jahre zusammengeschmolzen, Können und Gesundheit gesteigert sah, wartete er keine Stimmung mehr ab und wollte, ohne gerade ihr Heil oder Unheil zu leugnen, nichts mehr von guten oder schlimmen Stunden wissen, sondern schaffte gewöhnlich Tag für Tag, oft bis zur völligen Neige seiner Kraft". Immerhin blieb ihm wie so vielen Nervösen der Winter die eigentliche Arbeitssaison. „Da denkt sich's so kräftig!" schrieb er an Luise v. François.

„Wer mit dem Dichter auch nur ein einziges Mal, doch immerhin während Stunden verkehrte, dem fiel vielleicht eine unmerkliche Änderung seiner Stimmung und seines Benehmens auf, ohne dass er wusste, wie es geschah. Wiederholte sich die persönliche Berührung, so bedünkte den Besucher des bestimmtesten, der Stand der seelischen Atmosphäre und Gestirne habe beim Dichter gegenüber dem früheren einen wirklichen Wechsel erlitten, und einigermassen verspürte er das jedesmal. Diese Erfahrung veranlasste mehr als einen, Konrad Ferdinand Meyer der Launenhaftigkeit zu zeihen". Doch sehr mit Unrecht. „Vielmehr forderte hier gebieterisch eine Macht ihre Rechte, die sein Leben und Schicksal entscheidend bestimmte. Dies ist die angeborne Schwäche oder, wenn man will, seine reizbaren, widerstandlosen Nerven, eine Schwäche, die er, nachdem er Gegenstand der Neugier, vielfachen Interesses und warmer Bewunderung geworden, mit allen möglichen Mitteln zu überwinden oder doch zu verdecken suchte, beides ohne völligen Erfolg; er unterlag momentanen Ermüdungen". Hier ist der Assoziationswiderwille, die Unfähigkeit zu längerer Verknüpfung des eigenen Ichs von einem Laien glänzend geschildert.

Nicht minder die besondere Erschütterbarkeit und leichte Verletzlichkeit in folgender Stelle: „Sein weiches und zartes Wesen fühlte sich vom Dasein so häufig verletzt und erschüttert, dass er vermutlich erlegen wäre, sofern ihm das Schicksal auch noch die drückende Sorge ums tägliche Brot aufgebürdet hätte. Auf steter Hut und Wacht stehend, suchte er allem Störenden auszuweichen; aber die angeborene Schwäche war zu gross, als dass er allen Stössen Widerstand leisten, alle Blössen und Wunden hätte decken können. Dieses oft unbewusste Bemühen, die Schwäche zu verbergen, um stärker zu erscheinen, als er wirklich war, und, nachdem sich seine Gesundheit allmählich gefestigt, die in guten Stunden sich einschmeichelnde Vorstellung von einer grösseren Widerstandskraft, als er sie wirklich besass, verliehen ihm etwas Ungleiches, ja, zuweilen etwas auffällig Widersprechendes und Gespanntes und rückten ihn vor der Welt leicht in ein falsches Licht. Die Folgen

und Äusserungen der Nervenschwäche machten mitunter den Eindruck mangelnder Selbstbeherrschung und mangelnder Männlichkeit".

Um nur seine Belastung ja niemand zu enthüllen, muss der Dichter notgedrungen solche Verstellung so häufig üben, dass sie sich bisweilen ganz unbewusst vollzieht, wie in dem oben von Frey Mitgeteilten. „Im Bestreben vor der Welt stark und unberührt zu erscheinen, vergriff er sich zuweilen auch insofern, als er die Gefühle für diejenigen, mit denen er gern verkehrte, schwächer hinstellte, als sie wirklich waren". Dies hängt nun wohl freilich auch mit Jugendgefühlen innig zusammen, zumal mit solchen, die die Mutter betrafen.

In den Jugendjahren war er teils aus Belastung, teils als Reaktion gegen Mutter und Welt, die ihn so gar nicht entsprechend würdigten, einsam und menschenscheu geworden. Er betrat z. B. nie ohne dringende Not ein Wirtshaus. Auch als ihn der Ruhm und die Menschen bereits zu suchen begannen, verharrte er meist abseits in seinen vier Pfählen. In Gesellschaft war er nicht häufig zu treffen, ausser etwa in spezifisch stadtzürcherischer oder in der zufälligen einer Gasthoftafel seiner Sommerfrischen. Dort aber sprach er bisweilen sehr viel und äusserst lebhaft, nervös und überlebendig beredt, stets wieder das Steuer der Unterhaltung ergreifend.

Mit zunehmenden Jahren und in seiner glücklichen Ehe empfand er das immer sich steigernde Bedürfnis, Menschen zu sehen, gleich als hätte er früher darin zu wenig getan. „Er wollte sie kennen lernen, nahm gern Besuche an und unterhielt sich gerne; allein mitteilen wollte er sich nicht oder doch nur in sehr beschränktem Masse... Gegen seine durch die Nervosität zuweilen gesteigerte Gesprächigkeit lagen die Vorsicht des Menschenkenners und die Erfahrungen eines reflektierenden Naturells beständig zu Felde, welchem Widerstreite allerlei Ungleichheiten, Schwankungen und Widersprüche zur Genüge entsprangen".

Diese beiden scheinbar widersprechenden Züge: menschenscheue Jugend und menschenfrohes Alter, Schweigsamkeit dort und Überberedtsamkeit in späteren Jahren sind gleichwohl nichts anderes als Vorder- und Rückseite, Kopf und Wappen der nämlichen Münze. Der schweren Belastung kommt der Widerwille zu gegen Dauerverknüpfung des eigenen Ichs. Diesem kann man auf zweierlei Art genügen, indem man entweder die Menschen flieht und nichts mit ihnen spricht, oder, was viel gefälliger, indem man mit sehr viel Menschen plaudert, ohne doch sein Herz an einen zu hängen, und indem man vielerlei Verschiedenstes redet. Es gibt nicht allzuwenig Leute, die schwatzhaft sind, weil sie etwas Arges zu bergen haben. Dies Arge, wovon der Dichter immer zu sprechen vermied, war seine schmerzlich empfundene Belastung und die trüben obendrein erotisch bedingten Jugenderlebnisse. Dafür „verbreitete er sich oft ausführlich und angelegentlich über Gleichgültiges und Kleinig-

keiten". Schon Frey hat herausgefühlt, dass dieses „anscheinende Behagen an Kleinem und Nebensächlichem nur seine Stimmung maskieren sollte, um sich nicht dem Missverständnis oder den Ungeschicklichkeiten unzureichender Einsicht in jene Dinge auszusetzen, die, weil sie in die Tiefe reichten, ihm am Herzen lagen".

Sogar, in seine Poesie hinein, ja, da am bedeutsamsten wirkt die Belastung. „Die nervöse Zartheit und Schwäche Meyers" sagt Adolf Frey „bedingte das Wesen seiner Dichtung. Unbefriedigt und abgestossen von der rauhen, verletzenden Gegenwart, strebte seine sehnsüchtige und gestaltende Phantasie in die Vergangenheit. ‚Lange, lange', bemerkte er mir einmal, ‚war mir alles, was Wirklichkeit heisst so zuwider als möglich'. Weil ihm seine Zeit und seine Verhältnisse unzulänglich erschienen, stellte er in die schrankenlosen Weiten früherer Tage bedeutende, in ihrer Entfaltung ungehinderte Gestalten".

Hier sind wir bei einem entscheidenden Punkte. Bis zum jüngsten Kaffeehausgenie herab flüchtet jeder Dekadente, jeder Schwerbelastete vor der eigenen Schwäche in irgend eine grosse Vergangenheit. Weil Konrad Meyer sich klein und schwach und unfähig fühlte, erbärmlich behandelt von seiner Umgebung, drum sucht er sein Heil in der Renaissance mit ihren Kolossalgestalten. Was ihn nach Rom und Italien treibt, ist neben der Wandersucht vor allem das unbewusste Empfinden, dort sei jene trotzige Grösse zu finden, die er für sich selber so heiss wie durchaus vergebens ersehnte. Und als er zum ersten Male die Kunst der Renaissance erblickt, schaut er urplötzlich sein Ideal verkörpert. „Es fiel mir wie Schuppen von den Augen", sagt er später zu Frey. Hier lag also eine Möglichkeit, was im Unbewussten beständig an ihm nagte, in entäussernder Tat sich abzureagieren. Dies dünkt mich, ist die vornehmste Bedeutung seiner ersten italienischen Reise. Hatte seine Mutter ihn durchaus verkannt, seine Mitbürger niemals für voll genommen, so schuf er sich selbst eine grosse Welt mit ragenden Helden. Je kleiner und schwächer er persönlich war, desto gewaltiger wurden die Gestalten nun seiner Einbildungskraft. Sie wurden so gross, so brutal gesund, so rücksichtslos stark, wie Konrad Meyer selbst gern gewesen und wie er vor allem der Mutter am liebsten erschienen wäre. Und weil er ein Dichter, so ward ihm vergönnt, sich selbst, nur in historischem Gewande zu zeigen, so wie er sich einst als Knabe geträumt: mit sparsamer, aber grosser Gebärde, in wenigen ehernen Quaderworten und gewaltiger, himmelstürmender Tat. So ward seine Kunst immer mehr skulptural, er selber schliesslich zum Michel Angelo der historischen Novelle.

„Lob, Anerkennung, Ehre freuten ihn ausserordentlich; nicht umsonst lässt er seinen Hutten das zarte Morgenlicht des Ruhmes als das Süsseste auf Erden bezeichnen. Man hat ihm vorgeworfen, dass er es

liebte, sich in seinen Erfolgen zu spiegeln und den Ruhm ein wenig vor sich herzutragen, ohne zu erwägen, dass er fast drei Jahrzehnte in banger und ungewisser Dunkelheit seufzte, bevor es ihm glückte, ans Licht zu gelangen, so dass er der Wahrheit gemäss sagen durfte: ‚Ich habe mir die Hände blutig geklettert, ehe ich oben war'. Sein Selbstbewusstsein erwuchs aus den späteren grossen Erfolgen und liess zugleich ermessen, wie schwer das lange Zurückgedrängtsein auf ihm gelastet hatte; es hatte etwas Einfaches, Naives. Er sonnte sich ohne Ruhmredigkeit im Erfolg". Hier dünkt mich neben den zweifellos wichtigen Kampfeserinnerungen manch anderes im Spiele. So wie er sich jetzt in seinem Ruhme sonnte, hätte er sich einst gern vor der Mutter bespiegelt, die niemals so recht an ihn glauben mochte. Dies ungestillte Verlangen peitscht als vis a tergo seine Eitelkeit auf. Des weiteren fehlt bei Schwerbelasteten selten die Tendenz zu massloser Eitelkeit, zu unersättlicher, nie zu erschöpfender Ruhmbegierde.

Rein und ausschliesslich der Belastung zukommend sind zwei andere Symptome. Zunächst die Unfähigkeit, sich in den gewöhnlichsten Alltagsbedingungen zurechtzufinden. Von Paris aus schreibt er z. B. der Schwester: „Ich komme mir vor wie ein Kind im praktischen Leben". Und auf der Höhe seines Lebens noch darf Frey von ihm schreiben: „Praktische, geschäftliche Angelegenheiten beredete er mit innerlichem Widerwillen, weil er weder Blick noch Fähigkeit dafür besass. Ein grosses Teil Hilflosigkeit wurde er Zeit seines Lebens nicht los und war froh und zufrieden, wenn man ihm alles abnahm, was Geschäft hiess oder danach aussah". Auch dieses Symptom entspringt nur dem altbekannten Verknüpfungswiderstande, der die dauernde Beziehung des eigenen Ichs, obendrein noch zu so alltäglichen Dingen strenge zurückweist. Geschah es ja doch in späteren Jahren, dass der Dichter „vorübergehend seinen eigenen Namen gründlich satt bekam, nachdem gegen den Jahresschluss 1883 in Neigung und Abneigung wieder so viel über ihn gedruckt worden war".

Komplizierter ist schon die Leidenschaftslosigkeit Meyers zu deuten, welche er mit seinem Vater teilte, und die, nach Frey „ein Grundzug seines Wesens war". Nur war sie keineswegs Temperamentssache, sondern schwer und mühsam erworbener Sieg über seine Schwäche. „In jungen Jahren fuhr er oft leidenschaftlich auf. Aber er ertrug diese Wallungen weder an sich noch an anderen und schlug dann ins Wehmütige um. Sein Zorn war wesentlich ein Phantasiezorn: er wurde zwar bleich, behielt aber in solchen Augenblicken eine merkwürdige Objektivität". Hier wurde von Frey der Kern der Erscheinung deutlich gefasst: „Er ertrug diese Wallungen weder an sich noch an anderen". Nun liegt der Hang zur Leidenschaftlichkeit im Charakter des Schwerbelasteten von Haus aus. So war auch die Mutter des Dichters ge-

wesen. Weil aber Konrad diesen Zug an der Mutter so peinlich empfunden, unter ihm so ausnehmend gelitten hatte, entwickelte er im Gegensatz zu jener die Leidenschaftslosigkeit, wie er sie am eigenen Vater sah, der sie gleichfalls aus Selbsterhaltung erworben. Im Grunde jedoch schöpfte er nach Langmesser aus seiner eigenen Seele, wenn er in der „Versuchung des Pescara“ Papst Klemens charakterisiert: „So fein er spinnt und so bedacht er redet, ist er doch innerlich ein leidenschaftlicher Mensch“. „Er besass allerdings nur die Leidenschaft des Gedankens, nicht die der Tat“. Wie aber war die Umwandlung in die Leidenschaftslosigkeit Konrad gelungen? Die Antwort heisst: durch den Mechanismus der Verschiebung, der im psychischen Geschehen so häufig zu treffen. Meyer wird noch bleich infolge des Affektes, doch den Grund desselben verschiebt er vom Gemüt ins Intellektuelle. Statt sich selbst zu erhitzen, beobachtet er die Wirkung des Affektes auf die anderen Beteiligten. Daher seine „merkwürdige Objektivität“, daher seine seltene Gerechtigkeit, die Freunden und Feinden das Ihrige zu erteilen strebte. Auch hier wirkt natürlich der geflissentliche Gegensatz zu seiner Mutter, mit, die in ihrer masslosen Leidenschaftlichkeit wider den Sohn so häufig ungerecht gewesen, endlich, was noch der Dichter besonders hervorhebt, das Erbe seiner beiden Grossväter.

Die nämlichen Motive der schweren Belastung, die ein überstarkes Empfinden erzeugt und des absichtlichen, in letzter Linie erotischen Gegensatzes zu seiner Mutter liegen noch einem anderen Phänomen zugrunde. „Mehr als sein berechtigter Egoismus der Selbsterhaltung ahnen liess, nahm er Anteil an denen, die ihm nahe standen; und Leid und Unheil der ganzen Menschheit peinigte ihn nicht selten aufs Schrecklichste. ‚Ich habe‘, klagte er mir einst, ‚unsagbar dunkle Stunden, wo mir die Verderbtheit, die masslose Ungerechtigkeit der Menschen und ihr Weh vor Augen tritt‘“.

Endlich hebt noch Adolf Frey hervor, dass die verlangsamte, schrittweise, dann plötzlich aufschiessende Entfaltung seines Wesens auf höchst merkwürdige, einzige Art in der Handschrift des Dichters sich ausgeprägt habe. Betsy erzählt, wie der Zwanzigjährige in der Zeit seiner herbsten Selbstkritik, da nichts ihn befriedigte, in Handschrift und Stil jene Gedrängtheit bekam, die seiner Schreibweise eigentümlich blieb. Wenn ich auch nicht graphologisch geschult bin, so dünkt mich dies doch nichts anderes zu heissen, als ein stolzes Zurückziehen auf sich selbst des zu wenig geschätzten und verstandenen Jünglings. Weil er trotz aller Selbstkritik doch ehern an sein Können glaubte, trotzdem fast alle, ja sogar, was am schmerzlichsten, die eigene Mutter nichts von ihm hielt, drum zog er sich fortab auf sich selbst zurück und gab sich nach aussen so sparsam und gedrängt als möglich. „Als Zwanzigjähriger“, berichtet Frey, „schrieb er steil, spitzig und ziemlich un-

schön; sieben Jahre später (zur Zeit des ersten Zusammenbruchs) ist die Schrift weich, hübsch und eigen, meist liegend, in einzelnen Stücken jedoch aufrecht. Im 30. Lebensjahr (als er, aus der französischen Schweiz zurückgekehrt, zu Hause wieder unbefriedigt dahinlebt) schreibt er klein, rasch, kritzelig, ein wenig ähnlich wie ein Dezennium vorher. Schon zwei Jahre später (in Paris nach dem Tode der Mutter) sind die Buchstaben wieder schön, ganz aufrecht und jeder einzelne für sich stehend, durchaus ohne Verbindung mit dem vorangehenden oder nachfolgenden. Bald darauf beginnen sie sich zu verbinden, neigen sich und verlieren einigermassen ihre Besonderheiten (erstes Zusammenhausen mit der Schwester), bis dann die Schrift um das 40. Lebensjahr (erstes Hervortreten als Dichter) eine seltene Schönheit der einzelnen Buchstaben, namentlich der Majuskeln erreicht." Im Jahre 1870 schreibt er ausschliesslich Deutsch, eine zwar charakteristische, aber fast hässliche Hand. „Diese unerhörten Metamorphosen und Varianten gehen, so wenig glaublich es dem ersten Blick erscheinen mag, auf zwei Grundformen zurück, nämlich auf eine einfache und natürliche, wie sie sich in den Knabenbriefen zeigt und mit derjenigen der Schwester eine entschiedene Ähnlichkeit bietet, und auf eine mehr stilisierte und gekünstelte, wie sie später auftaucht; ganz ausgeglichen sind die beiden Typen erst in dem Augenblick, wo der Dichter in den Vollbesitz seiner schöpferischen Kräfte gelangt".

Es erübrigt nur noch ein körperliches Konterfei zu liefern. Auf der Höhe seines Lebens war Konrad Meyer ein wohlgewachsener, übermittelgrosser Mann von fast soldatisch aufrechter Haltung. „Er war ziemlich stark, auch am Halse, in welchen das Kinn etwas rasch überging". Bis zum 40. Lebensjahre, bis also der Dichter in ihm sich durchsetzte, war er so überschlank gewesen, „dass ihm der Photograph empfahl, sich im Überzieher aufnehmen zu lassen, um den Eindruck der ausgesprochenen Magerkeit einigermassen zu verwischen". „Auffallend war der grosse Kopf", berichtet Frey, „dessen Mächtigkeit mir völlig deutlich wurde, als ich den Dichter einmal im Züricher Theater sah, wo mir neben dem seinigen die Schädel aller übrigen anwesenden Männer gleichsam verkümmert erschienen. Aus dem lockigen, beinahe kurzen und meist ergrauten Haar senkte sich die schöne Linie der breiten und ziemlich hohen Stirne zu den dünnen Brauen hinab. Die Nase war fein gebogen, und zierlich der Mund, dessen schmale Oberlippe ein Schnurrbärtchen deckte. Die gewölbten, kurzsichtigen Augen, deren äussere Winkel um ein Geringes höher standen, als die inneren, schienen von schwer bestimmbarer Farbe, waren aber blaugrau mit gelbbraunen Flecken; allein sie funkelten meistens in so ungewöhnlichem Glanze unter den Brillengläsern hervor, dass man ihnen eine tiefe, feurige Bläue zutraute, und halfen jenes heitere Lächeln hervorzaubern, jenen unbeschreiblichen

Schimmer, der auf seinem Antlitz lag und ihm etwas eigentümlich Serenes verlieh, wie ich es an keinem zweiten Menschen wahrnahm, ,ein grosses, stilles Leuchten'. Es war ein Erbteil vom Vater".

Langes Kränkeln. Alterserscheinungen und Geisteskrankheit.

Er hatte Ernte gehalten, und unversehens war es Herbst geworden. Nachdem ihn bereits im Winter 1885/86 nicht enden wollende Halsaffektionen, dann bis tief ins Frühjahr „Rheumatismen" gequält hatten, die „eine unglaubliche Erkältbarkeit" zurück liessen,kam im 63. Jahre des Dichters eine Serie verschiedener höchst peinvoller Leiden. „63 ist für uns Männer ein kritisches Jahr, so ist hier der Volksglaube", schrieb er an Luise v. François, und dies schien denn auch bei ihm einzutreffen, „In der zweitletzten Woche des Jahres 1887", berichtet uns Frey, „schüttelten ihn rheumatische Fieber tüchtig, am ärgsten am Weihnachtstage. Sie wichen sehr langsam und namentlich der Hals, von jeher sein empfindlicher Teil, litt unter andauernder Entzündung. Nachdem diese endlich beseitigt war, stellten sich infolge der Eingeschlossenheit und des völligen Mangels an frischer Luft körperliche und nervöse Nachwehen nnd Missstände ein, welche die äusserste Schonung verlangten, zumal die Witterung fortgesetzt widrig blieb. Er sah bereits voraus, dass er für lange Zeit eher ein gehendes als schreibendes Leben zu führen haben werde, absolut frei von allen literarischen Verpflichtungen, Versprechen und Terminen. Ein ungemein hartnäckiger chronischer Nasenkatarrh und andere schlimme Dinge, Beängstigungen nervöser Art quälten ihn. Im April 1888 konnte er die Schwester nur für eine Stunde sehen, ,und vor allem', bat er sie, ,bete für mich Tag und Nacht!' Wegen Atemlosigkelt vermochte er monatelang die Mahlzeit nur stehend einzunehmen und machte, wie er mir zur Zeit der Heilung sagte, alle Empfindungen und Gefühle des Gehängtwerdens durch". „Der Patient litt entsetzlich", ergänzt Langmesser. „Am peinlichsten waren die häufigen Erstickungsanfälle und die monatelange Schlaflosigkeit". Eine Kur in Gottschalkenberg machte keine Wirkung. „Wie viel Nervosität", schrieb er Frey nach seiner Rückkehr. „bei einer sonst so nervösen Natur wie die meinige mitspielt, ist nicht zu bestimmen; aber ich bin in einem elenden Zustande, wovon ich nicht gern spreche". Die Galvanokaustik der erkrankten Nasenschleimhaut hatte nur einen geringen Effekt, desgleichen die Waldluft auf Gut Steinegg. „Das eigentliche Übel, der Nasenkatarrh, ist noch in keiner Weise oder wenigstens nur unmerklich im Weichen begriffen. Vergiss meiner nicht vor Gott!" schrieb er am 2. August 1888. Und am 4. September: „Was mich ernst stimmt und mir die Zukunft ungewiss erscheinen lässt, ist das hartnäckige Beharren der Brustbeklemmungen". Erst vom Herbst ab bessert sich sein Zustand mählich wird lässlich und leidlich, ohne ganz zu ver-

schwinden. Denn noch am 15. Dezember des folgenden Jahres kann er der Freundin nur vermelden: „Das Nasenleiden geht ganz leidlich und irgendein organischer Schaden (Blutmangel und Alter ausgenommen) nicht ersichtlich“.

Was waren nun diese „nervösen Missstände“, die „Beängstigungen nervöser Art“ und Brustbeklemmungen, der ewig so empfindliche Hals, die Schlaflosigkeit und Erstickungsanfälle, der Nasenkatarrh oder, wie der Dichter ein andermal schreibt, „die völlige Entartung der Nasenschleimhaut“, die jeder spezifischen Behandlung trotzt, und endlich die Atemnot, welche ihn zwingt, nur stehend und nicht mehr sitzend zu essen? Ein Asthma, das reflektorisch von der Nase ausgelöst würde, macht der gänzliche Misserfolg der Therapie ganz unwahrscheinlich. Ein „organischer Schaden“ ist selbst nach zwei Jahren noch nicht zu finden. Da bleibt wohl keine Erklärung übrig, als dass die Hauptkrankheit Hysterie gewesen, natürlich mit einem körperlichen Entgegenkommen, an das die Neurose sich immer erst heftet. Gewisse Schwellungen, vielleicht selbst Wucherungen der Nasenschleimhäute bestanden gewiss, desgleichen ein mässiger Rachenkatarrh, den ja ein jeder Raucher besitzt. Dass nun die ersteren zwei Jahre bestanden trotz der spezifischen Galvanokaustik, die Beschwerden sich monatelang nicht minderten, wohl aber eine Fülle nervöser Beschwerden obendrein hinzutrat, die das Organische gar nicht erklärt, ist kaum anders zu deuten, denn als Hysterie, in specie noch als Angst-Hysterie, d. h. jene Form der grossen Neurose, die mit Angstzuständen vergesellschaftet ist. Bedenkt man weiter, dass in jenen Tagen die Hysterie der Männer überhaupt controvers war, von vielen direkt geleugnet wurde, dass man damals und auch zur Stunde noch Hysteria virilis so gern als „Nervosität“ bezeichnet oder mit dem Sammelnamen „Neurasthenie“, so scheint mir an meiner Diagnose kein Zweifel.

Während März 1890 der Dichter sein Befinden „wahrhaftig nicht schlecht“ heisst und dann noch hinzusetzt: „Ich kann wieder mit Lust arbeiten, wenn auch schrecklich langsam“, im Herbste sogar ausdrücklich schreibt: „Mir geht es über Erwarten“, kann Betsy, die ihn am besten durchschaute, doch nicht umhin, in das nämliche Jahr die ersten Schatten des Alters zu setzen: „Nicht dass der Flug seiner dichterischen Phantasie erlahmt wäre. Im Gegenteil, seine poetischen Pläne wurden immer kühner, ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Immer höher und immer weiter steckte er sich seine Ziele. Allein der künstlerisch formende Wille, jene zweite Kraft, die er im Kampfe sich errungen hatte, und die nicht als erste Anlage in seinem Blute lag, fing an, in Momenten der Ermüdung zu versagen. ‚Ich hemme die beschwingten Rosse nicht‘, hatte er früher gesagt; jetzt wurde es ihm schwer, sie zu zügeln“. — „Ahnungslos und glücklich durch Konrads Erfolge, empfand ich ein erstes leises Erschrecken, als er mir das schöne Gedicht ‚Noch einmal‘

vorlas. In diesen erinnerungsreichen Versen klang eine Todesahnung, die ich an meinem Bruder nicht kannte. Doch der Eindruck verwischte sich mir wieder. Konrad war ja heiter und sah gesund aus". Als er sie hierauf im Sommer 1891 bat, ihr die „Angela Borgia" diktieren zu dürfen und sie dann dem Bruder gegenüber sass, da „war es mehr die Person des Vorlesers, als der Gang der Erzählung, die an jenem schwülen Sommernachmittage meine bange Teilnahme unwillkürlich immer wieder fesselte. Er sagte mir, er habe sein Äusserstes getan', um die Arbeit zu gutem Ende zu führen, und oft bis in die tiefe Nacht daran geschrieben. Er sei nun recht müde. Das dicke Manuskript mit seinen ungewohnt grossen Buchstaben und schiefen Zeilen gab davon Zeugnis. Aber es war nicht nur das. Was war denn anders geworden, seit er mir vor etwas mehr als Jahresfrist in Schaffensfreude den vielverheissenden Anfang der Novelle diktiert hatte?" Als der Bruder am Schlusse seiner Vorlesung ihr Gutachten einholt, kann sie nur sagen: „Der klare Eindruck, den ich sonst von deinen Sachen habe, mangelt mir diesmal. Trotz herrlicher Stellen finde ich mich noch nicht in der Novelle zurecht. Dein eigenes Wesen, wie ich es kenne, ist für mich noch nicht genügend darin ausgeprägt". Ursprünglich waren nur neun Tage des Aufenthaltes für die schwesterliche Mitarbeiterin vorgesehen. „Aber ich fürchte — erst viel später wurde ich dessen inne — mein armer Bruder hatte unsere ermüdeten Kräfte überschätzt". Tatsächlich musste sie nach zehn Tagen mit dem unvollendeten Manuskript auf Schloss Steinegg mitziehen. „Das war vielleicht nicht wohlgetan und hätte vermieden werden sollen. Ich ahnte es zuweilen. Viel angstvoller aber beschlich mich ein bestimmteres Bangen, wenn ich die Anstrengung sah, mit der diesmal der Dichter die kühn entworfenen Linien seines Kulturbildes zusammenbog, während er rein dichterische Motive noch immer mit der alten, wunderbaren Leichtigkeit improvisierte ... Während des Niederschreibens seiner ‚Angela Borgia' hatte ich es oft mit Wehmut und und grosser Bestimmtheit gefühlt: ‚Es ist das letzte Mal' ... Im Frühjahr 1892, als der Dichter zu ermüden und zu erkranken begann, vermochte er es nicht mehr, den immer strenger werdenden Forderungen, die er an seine Poesie stellte, gerecht zu werden. Seine Schaffensfreude verwandelte sich zuletzt in die Pein eines fruchtlosen Kampfes. Es war ein unendlich trauriger und schwerer Übergang zur Altersruhe. Keiner seiner Entwürfe konnte ihm mehr genügen. Er warf seine schönsten ins Feuer".

Dies von der Schwester gezeichnete Bild weiss Frey durch Einzelzüge zu ergänzen. 1890 sagte Meyer zu diesem: „Ich habe auf den Trümmern meines Lebens nur noch wenig weisses Papier zu verschreiben". — „Überhaupt peinigte und hemmte ihn der häufige Gedanken, mit einem angefangenen Werke nicht mehr zu Ende zu kommen, sondern schon vorher arbeitsunfähig oder abgerufen zu werden". Soviel er schon ge-

schrieben, „so erheischten doch die entworfenen und zur Ausführung ins Auge gefassten Pläne noch eine Reihe von Jahren und jedenfalls mehr, als ihm beschieden schienen. ‚Ich sollte es schon auf 90 Jahre bringen, um fertig zu werden‘, seufzte er einmal ... Er begann auffallend vor allem zurückzuscheuen, was Augen und Gedanken auf die letzten Dinge lenken mochte. Er hatte mir mehrmals des bestimmtesten autobiographische Aufzeichnungen zugesichert. Doch nun widerstrebte ihm die Erfüllung der Zusage. ‚Es hat etwas so Epiloghaftes an sich‘ sagte er mit schmerzlichem Ausdruck und versprach, die Schwester, die ja von allen Augenblicken seines Lebens Bescheid wisse, anzuweisen, dass sie in die Lücke trete“. Im Spätherbst 1889 begann Gottfried Keller hinzusiechen und „Meyer fühlte sich rauh genug ans Ende der eigenen Tage gemahnt, da er den nur um ein halbes Dutzend Jahre älteren, von Hause aus viel Kräftigeren und anscheinend zu einem langen Dasein Bestimmten vor sich entkräftet und schliesslich aufgelöst sah“. Auf einem Spaziergang an einem strahlenden Septembertage sagte er zu Frey, die Augen auf die leuchtenden Schneeberge gerichtet: „Wie oft und oft in diesen schönen Tagen muss ich denken: jetzt ist Gottfried Keller fort und sieht das alles nicht mehr! Und was für ein Recht habe ich denn, noch da zu sein?“ Auch sonst begann just damals der Tod unter Freunden und Verwandten aufzuräumen. Nicht weniger als vier von diesen starben kurz nacheinander und nur die Arbeit an seiner letzten Novelle half Meyer über diese Verluste hinweg. Und da auch musste „der Dichter wiederholt über das zögernde und stockende Vorrücken der Angela Klage führen, beunruhigt über die in solchem Masse schon langeher nicht mehr verspürten Hemmnisse. So sorgfältig er es auch verbarg und in guten Stunden es sich selber ausredete, seine Kraft war unbestritten erschüttert; das mühevolle Umbilden und Formen ermattete ihn stärker als früher“.

Kaum hatte er diese Last abgeschüttelt, belud er sich schon mit neuer Bürde. „Wenn ich meinen grossen, meinen schönen Hohenstaufenplan überhaupt noch ausführen will, so muss ich es jetzt tun“, sagte er zu Betsy gleich nach Vollendung der „Angela Borgia“. „Es ist hohe Zeit! Heute fühle ich in mir die Kraft dazu; wer weiss wie lange sie noch aushält! Auf an das letzte, das herrlichste Werk, den höchsten meiner Pläne!“ Zum Dynasten und zu Friedrich II. „lockte ihn eine sozusagen persönliche Teilnahme“, kündet uns Frey. „Er vertraute mir, er suche an beiden Gestalten die Probleme, Stimmungen, Wandlungen des Alters darzustellen, die er, der Alternde, bei seinen erschütterten Nerven häufig genug erleben mochte. Wie die von Jugend auf geübte und während eines langen, wechselvollen Lebens geschärfte Menschenkenntnis eines durchdringenden, hochbegabten Kopfes mit dem Alter in allseitiges Misstrauen ausartet, das gedachte Meyer am Hohenstaufen

Friedrich II. zu zeigen". War er doch selber ein anderer Friedrich, dessen frühere Menschenkenntnis mit dem Alter in arges Misstrauen umschlug". Die Katastrophe nahte. „Erst machte sich ein Gefühl der Entkräftung bemerkbar, dann liess die geistige Spannkraft nach". „Der kleinste unangenehme Vorfall, die belangloseste widrige Nachricht begann ihn aufzuregen und trüb zu stimmen. Da und dort brachen Spuren von Misstrauen hervor, so sehr er sie zu verschleiern suchte. Weil er sich angegriffen fühlte, verhielt er sich einigemal gegen Bekannte und Freunde abweisend, ja zurückweisend, was diese an dem sonst so liebenswürdigen Manne um so mehr befremdete, als sie von einer gesundheitlichen Störung nichts ahnten, auch nichts ahnen konnten, da er gesund und frisch aussah und aufrecht wie sonst einherschritt. Persönlich Fremde wunderten sich über eine gewisse nervöse Hast, womit er redete und sich bewegte. Hatte von jeher das Unerforschte und Geheimnisvolle eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausgeübt, so liebte er seit der Krankheit noch mehr als früher, die verhüllten und dunklen Dinge zu bedenken und dem Mysteriösen nachzuhängen. So erzählte er Frey im Jahre 1891 „einige, wunderliche unerklärliche Vorfälle, die er im Verlaufe der verflossenen Monate selbst erlebt habe, dass z. B. ein Paar Handschuhe, die mitten auf seinem Bette gelegen, vor seinen Augen plötzlich herunterfielen, dass das wohlbefestigte Gewicht an der Kette einer Wanduhr sich unversehens löste usw.".

„Seit dem 23. September fuhr er fast tagtäglich nach Zürich, um sich mit Frau und Kind porträtieren zu lassen. Das Hin- und Herfahren zerschnitt ihm den Tag und strengte ihn an. Zugleich klagte er über die Augen, die er schonen müsse, mehr als ihm lieb und er gewohnt sei. Es war eine Entzündung der Augenschleimhaut und Nervosität dazu, verursacht, wie er meinte, durch den überstürzten Druck der Angela; der Leipziger Buchdruckerstreik bürdete ihm eine grosse Last von Korrekturen auf, die er in kurzer und ungewohnter Zeit erledigen musste. Bedenklich war, dass ihn Druckfehler, wie ein wirkliches Unheil betrübten. Während die Klage über die Augen nicht verstummte, erholten sich die Nerven in ein paar gut durchschlafenen Nächten, so dass er, ‚trotz mancher Sorge sein Bündel mit einer gewissen Heiterkeit ins neue Jahr hinüberwarf'. Allein das Wohlsein hielt nicht vor, vielmehr verschlimmerte sich sein Zustand. Mitte Februar 1892 musste er mir bekennen, dass bei ihm ‚eine ungewöhnliche Erschöpfung eingetreten sei, die wohl auch die immer noch anhaltende Sehschwäche mitbrachte. Sie begreifen, dass dieser, durch einige von aussen her unglücklich hinzugekommene andere Widerwärtigkeiten noch gesteigerte Zustand höchste Ruhe verlangt und dass es töricht wäre, von der Zukunft zu reden, wo von Arbeit nicht die Rede sein kann. Hoffen freilich darf, ja soll man immer'.

Schon damals befand er sich schlimmer, als er zugab. Er ahnte die traurige Lage, der er entgegenging, ja, er sah sie voraus. In einer dieser verzweifelten Stunden, wo ihm sogar der Gedanke nahe trat, seinem Leben ein Ende zu machen, zerriss er eine Menge Manuskripte, und als die erschreckte Frau darauf rechnete, den damit gefüllten Papierkorb wegzuschaffen, liess er den Inhalt desselben in die Flammen werfen ... ‚Wenn nur der Frühling kommen wollte', seufzte er Mitte März in einem Briefchen an mich. Als er kam, begab sich die Frau mit dem leidenden Manne an den Vierwaldstättersee, doch ohne jeden Heilerfolg. Der qualvolle Zustand steigerte sich dermassen, dass es auf die Dauer unmöglich war, den Kranken trotz der Abgeschlossenheit und der sorgfältigsten, hingebendsten Pflege zu Hause zu behalten. Am 7. Juli wurde er mit seinem vollen Einverständnis in die Heilanstalt Königsfelden verbracht".

Nach neunwöchentlichem Aufenthalte daselbst, besuchte ihn Frey. „Die Dinge hatten sich freilich ein wenig zum Bessern gewendet", doch als der Besucher den Dichter nun von Angesicht sah, konnte er „eines jammervollen Gefühles sich nicht erwehren und die Tränen einen Augenblick nicht zurückhalten. Der einst so stattliche und aufrechte Mann war abgemagert, zusammengefallen und ging gebückt. Das früher kurzgeschorene und dichte Haupthaar war einigermassen gelichtet und lang, das Gesicht sehr gealtert und von einer trüben Wehmut überschattet; und vor allem die ehedem so strahlenden Augen waren 'glanzlos. Nur die Gebärden und die Art des Sprechens hatten sich nicht geändert. Er erkannte mich sofort und bot mir die Hand. Bald aber begannen die Wahngeister aus ihm zu reden. Es war schmerzlich zu sehen, wie seine Phantasie, die immer dem Grossen und Schönen nachgestrebt, nun irre ging und in stürmischer Hast von einer Vorstellung in die andere stürzte. Plötzlich erinnerte er sich der Wahrheit gemäss, dass er mir geschrieben hatte, er könne mich gesundheitshalber nicht empfangen. Das war vor einem halben Jahre gewesen, allein er glaubte, vor undenklicher Zeit. ‚In welcher Zeit, in welchem Jahrhundert leben wir eigentlich?' Ich suchte ihm klar zu machen, dass wir das Jahr 1892 zählten, und dass die 5. Auflage seiner Gedichte, die auf dem Tische lag, diese Jahreszahl trug. Ich gab ihm das Buch in die Hand. Er blickte hinein und las einige Strophen halblaut. Dann sagte er: ‚Ja, es ist wahr. Das habe ich geschrieben. Es ist wahr, ganz wahr. Aber das ist schon sehr lange her. Ein Wirbelsturm ist vorbeigefahren. Jahrhunderte sind vorbeigesaust.'".

Bis zum Jahresschluss besuchte der Biograph unsern Dichter verschiedene Male, fand ihn aber „immer noch im Kreise seiner quälenden Trugbilder gefangen. Bei unserem nächsten Zusammensein, am 30. Januar 1893 sprach und benahm er sich herzlich und liebenswürdig, wenn auch

elegisch und ganz ohne Affekt, wovon sich anscheinend jede Spur verloren hatte, während er früher mitunter gegen die Wärter aufbrauste. Mit dem wachsenden Jahre nahm seine geistige Besserung auffallend zu; namentlich erstarkte sein Gedächtnis, so dass er sich, die letzten Jahre vor seiner Krankheit abgerechnet in seiner Vergangenheit wieder zurecht fand. Doch nun gipfelten seine Klagen wesentlich in dem Argwohn, sein ganzes Leben möchte nur ein Traum gewesen sein". Zwar liess sich diese Furcht durch Freys Einwendungen korrigieren, doch begann er gleich wieder über seinen zerrütteten Geist zu klagen. Bei späteren Besuchen „äusserte er sich über literarische Dinge ziemlich klar und sachlich, die eigenen Schöpfungen ausgenommen; diese bezeichnete er als dilettantische Versuche eines träumerischen Menschen, den z. B. Gottfried Keller niemals ernst genommen habe". Dass dieser letztere nicht mehr unter den Lebenden wandle, wollte er niemals glauben. „Unsere Unterhaltung unterbrach gelegentlich die plötzlich ausgestossene Klage, er fühle es, sein Leben sei zerstört und er für immer ausserstande, seine poetischen Pläne auszuführen".

Nach einem fast 5/4jährigen Weilen in der Irrenanstalt konnte er wieder in häusliche Behandlung gegeben werden, wo seine Gattin ihn die letzten fünf Jahre seines Daseins hingebend pflegte. „Ruhe und Abgeschiedenheit erschienen für das Befinden des Dichters unbedingt erforderlich und so war der Verkehr naturgemäss ein sehr beschränkter". Doch suchte er noch Sommerfrischen auf, sowie gelegentlich das geliebte Steinegg. „Zuweilen schrieb er selbst noch ein Gedicht, weniger aus schöpferischem Bedürfnis, als durch einen festlichen Anlass der weiteren Familie oder dergleichen bewogen". „Dicht vor dem Ende seiner Laufbahn kehrte die frühere Lebhaftigkeit und Munterkeit wieder. Er mochte so herzlich lachen, wie in den Tagen seiner ungebrochenen Kraft und „wurde wieder ganz der ‚Alte', wie seine Gattin an Julius Rodenberg schrieb. Zwei Monate vor seinem Hinscheiden fand ihn Langmesser „von solcher Frische und seine Rede durchzuckt von so leuchtenden Gedankenblitzen, dass er den Eindruck hatte: Charon dürfte noch lange im Schilfe warten". Doch „wollte eine Wiederkehr derjenigen Kräfte, die allein eine Aufnahme der wirklichen Produktion ermöglicht hätte, sich nicht mehr einstellen". Am 28. November 1898 erlag er einem Herzschlag.

Wie Adolf Frey mir brieflich mitteilte, lautete die Diagnose der Ärzte auf senile Melancholie mit schliesslicher Defektheilung. Dazu stimmt auch das obenbezeichnete Symptomenbild. Wenn mit jener Diagnose einzelne Punkte nicht im Einklang scheinen, wie die zeitliche Desorientiertheit, die stürmische Hast, mit welcher der Kranke sich von einer Vorstellung in die andere stürzte, die langandauernden quälenden Trugbilder, so ist zu bedenken, dass die schwere Belastung, wie sie

unserem Dichter zweifellos eignet, die typischen Krankheitsbilder wesentlich fälscht, sie immer durchaus atypisch gestaltet [1]).

Schlussbetrachtung.

„Ihr Leben ist reicher und schöner als das von Millionen, hüten Sie es!" schrieb Luise v. François am Vortag von Weihnachten 1883. Zwei Tage darauf erwiedert der Freund: „Ich wünsche von Herzen Gesundheit, nicht zuviel Leute und jenes Reich des Friedens, welches ich zwar nicht besitze, aber doch zeitweilig empfinde, ohne es mir erklären zu können". Diese Worte aus der glücklichsten Zeit des Dichters reichen bis an den Kern seines Wesens. Als Höchstes galt ihm das Reich des Friedens zeitweilig zu empfinden, wenn schon nicht zu besitzen. Und zwei Jahre später schreibt er noch immer mit zagender Vorsicht: „Ich bin hier oben eigentlich glücklich, kaum wage ich es auszusprechen". Es ist, als sorgte Meyer beständig, sein endlich und schwer errungenes Glück durch „Berufen" zu scheuchen. Jahrzehnte hatte das unglückselige Verhältnis zur Mutter, Jahrzehnte die Belastung ihn zurückgeworfen, welche unsern Dichter körperlich wie geistig so spät erst zur Reife gelangen liess. Wie dort rein psychische, haben hier anatomisch-physiologische Bedingungen schwere Entwickelungshemmungen gesetzt, über deren Natur wir freilich nichts anderes zu sagen wissen, als dass sie ausschliesslich bei Belasteten und Entarteten vorkommen. Gehe dies nun so zu, dass eine Partie der Körperfühlsphäre, von Haus aus verkümmert oder krankhaft geartet, viel länger zur physiologischen Reifung braucht und damit dann auch die daran gebundene intellektuelle Entwickelung erheblich verzögert wird, oder liege da etwas anderes zugrunde, wofür wir nicht einmal Hypothesen haben, soviel steht fest, dass jene Belastung die Welt um köstliche Früchte brachte und den Schweizer Dichter um Jahre des Geniessens und vielleicht des Glücks. Und länger

---

[1]) Es ist wohl manchem schon aufgefallen, dass ich über jene frühere Psychose, die den Dichter mit 27 Jahren befiel. mich so wenig aussprach, vor allem keine klare und präzise Diagnose gab. Doch ein Schelm, wer mehr gibt, als er besitzt. Zweifellos handelte es sich damals um mehr, als von den Angehörigen und Biographen zugegeben wird. Wegen einer „blossen Überreizung der Konstitution", die „keine eigentliche Krankheit" sei, bleibt man doch nicht 2½ Monate lang in einer Irrenanstalt. Und auch die stete Furcht der Mutter, der Dämon möchte bei ihrem Sohne wieder hervorbrechen, oder, wie sie einmal der Tochter sagte: „An Konrad schreibe ich noch heute, aber behutsam, damit die Geisteskrankheit nicht die frühere Form annehme", macht mir unzweifelhaft, dass damals eine wirkliche Psychose vorlag, deren wesentliche Symptome nur verschwiegen werden. Auch Frey, den ich anfragte, schrieb mir nur kurz: „Über Préfargier kann ich keine Auskunft geben, da mir abgeraten wurde, mich hinzuwenden, weil man schweigen würde". Unter solchen Umständen ist wohl nicht so bald Aufklärung zu erhoffen.

als 11 bis höchstens 12 Jahre hat selbst sein spät errungenes Glück ihm nicht gewährt, zumindest nicht unvergällt durch allerlei Krankheit. Eine wahrhaft betrüblich kurze Spanne für den so spät zum Vollmensch gewordenen. Was er an der Schwester besonders rühmte, dass sie „eine grosse innere Freudigkeit besitze“ — vom glücklicher gearteten Vater wohl her — das blieb unserm schwerbelasteten Poeten zeitlebens versagt. Selbst unter den glücklichsten äusseren Umständen wagte er nicht einmal, ganz glücklich zu sein. So tief empfand er das traurige Erbe seiner unseligen Mutter! Nur in den ragenden Bergen der Heimat, „denen er ohne Vergleich seine glücklichsten Tage dankt“, fühlte er sich frei von jeder Bürde, sogar der Belastung. An sie auch, welchen er innerlich verwandt, hat er seine schönsten Verse gerichtet:

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnenlicht,
Das grosse stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!“

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON

DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

LIX.

Konrad Ferdinand Meyer.

Eine pathographisch-psychologische Studie.

Von

Dr. J. Sadger,
Nervenarzt in Wien.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.